

GLAUBENSHELDEN



DAVE & NETA JACKSON



DAVE & NETA JACKSON

GLAUBENS HELDEN



W

Glaubenshelden

Dave Jackson/Neta Jackson

Paperback, 240 Seiten

Artikel-Nr.: 255355

ISBN / EAN: 978-3-89397-355-2

»Vorbilder gesucht!«

Diesen »stummen« Schrei scheint man bei genauem Hinhören von vielen Kindern und Jugendlichen zu vernehmen. Sie suchen nach Orientierung und Maßstäben, nach Werten, für die es sich zu leben und zu sterben lohnt, nach Menschen, die glaubwürdig sind.

In diesem Buch werden charakteristische Eigenschaften wie Geduld, Treue, Mut, Disziplin, Vertrauen und Dankbarkeit von bekannten und weniger bekannten Männern und Frauen wie z. B. William Tyndale, David Livingstone, Eric Liddell, Gladys Aylward und Amy Carmichael vorgestellt. Ein Buch zum Lesen und Vorlesen für Jungen und Mädchen von 6 bis 12 Jahren.

Wenn Sie ein "echtes" Buch bevorzugen oder diesen Artikel verschenken möchten, können Sie diesen Download-Artikel ggf. auch käuflich erwerben, solange verfügbar.

[Artikel ansehen auf clv.de](#)

clv

Dave und Neta Jackson

Glaubenshelden

clv

Die Bibelzitate sind der Elberfelder Übersetzung 2003, Edition CSV Hückeswagen, und der Schlachter 2000 (Die Bibel, übersetzt von F. E. Schlachter [Version 2000], Genf) entnommen.

1. Auflage 1998
2. Auflage 2003
3. Auflage 2023

Copyright © 1996, 1997, 2021 by Dave and Neta Jackson

Originally published in the USA by Bethany House Publishers,
11400 Hampshire Ave. S., Bloomington, MN 55438
and Castle Rock Creative, Inc., 2318 Verona Ct., Champaign, IL 61822.
Published in 2023 under license from Castle Rock Creative, Inc.

Originaltitel: Hero Tales

© der deutschen Ausgabe 1998 · Christliche Literatur-Verbreitung e.V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
www.clv.de

Übersetzung: Gabriele Erkens, Monheim
Satz: EDV- und Typoservice Dörwald, Steinhagen
Umschlag: Lucian Binder, Marienheide
Druck und Bindung: ARKA, Cieszyn, Polen

Artikel-Nr. 255355
ISBN 978-3-89397-355-2

Inhalt

Vorwort	6
Martin Luther	9
William Tyndale	21
Menno Simons	33
John Bunyan	45
John Wesley	57
David Zeisberger	69
John Newton	81
Adoniram und Ann Judson	93
Georg Müller	105
David Livingstone	117
Hudson Taylor	129
Dwight L. Moody	141
Mary Slessor	153
Amy Carmichael	165
Cameron Townsend	177
Eric Liddell	189
Gladys Aylward	201
Watchman Nee	213
Jim Elliot	225
Liste der Charaktereigenschaften	236

Vorwort

Zur Zeit des Alten Testaments war es üblich, dass die Väter beim Lagerfeuer oder auf Wanderungen ihren Kindern Geschichten erzählten: Spannende Szenen aus dem Leben der Glaubensväter und Glaubenshelden wurden von Generation zu Generation weitererzählt und blieben dadurch über Jahrhunderte lebendig in Erinnerung.

Auch im Neuen Testament werden wir ermutigt, uns gegenseitig zu erinnern, wie Gott Männer und Frauen zubereitet hat, um uns ein prägendes Vorbild und ein Ansporn zur Nachahmung zu sein.

Leider sind heute solche Erlebnisse, wo Väter oder Mütter biblische Geschichten oder spannende Missionsgeschichten erzählen oder vorlesen, für Kinder selten geworden. Immer mehr übernehmen digitale Medien diese Aufgabe und überschütten unsere Kinder mit Bildern, mit zweifelhaften Stars und moralisch schädlichen Szenen.

Welch ein Segen ist es dann, wenn sich besonders die Väter in unserer mediendominierten und rastlosen Gesellschaft Zeit nehmen, die Lebensziele ihrer Kinder durch begeisterndes Erzählen und Vorlesen in eine gute Richtung lenken und dazu auch die Sprachkompetenz, das Nachdenken, die Fantasie und das Urteilsvermögen aktivieren und damit einer »digitalen Demenz« vorbeugen.

Gleichzeitig dienen diese gemeinsamen Erfahrungen auch dem Zusammenhalt der Familie und werden sowohl dem Vorleser selbst als auch den dankbaren Zuhörern zum großen Segen.

Genau dazu sollen diese ausgewählten, spannenden und charakterbildenden Lebensbilder aus der Kirchengeschichte dienen, um echte, bleibende Freude am Lesen und Zuhören und einen ermutigenden Austausch zu wecken.

Jedes Lebensbild in diesem Buch drückt eine wichtige christliche Tugend aus wie Geduld, Bescheidenheit, Vertrauen, Demut, Disziplin, Barmherzigkeit usw., sodass es nach dem Vorlesen jede Menge anregenden Stoff zum gemeinsamen Gespräch darüber gibt.

Liebe Väter und Mütter: Bitte investiert eure Zeit in die Charakterbildung und Wertvorstellungen eurer Kinder, indem ihr gehaltvolle und spannende Geschichten erzählt oder vorlest! Sie werden es nicht vergessen und als bleibende Erinnerung dankbar mit in ihr Leben nehmen. Nehmt euch die Zeit dafür. Der Segen Gottes wird einen bleibenden, unschätzbar großen Gewinn und eine Orientierung für die heranwachsenden Generationen mit sich bringen, die in einer egoistischen, selbstverliebten, ziellosen und gottlosen Umgebung und Gesellschaft aufwachsen.

Kinder sehnen sich bewusst oder unbewusst nach glaubwürdigen Vorbildern, die von unserem Herrn Jesus geprägt sind, Charakterstärke beweisen und zur Nachahmung ermutigen.

Wolfgang Bühne
im Frühjahr 2023



Martin Luther

GIGANT DER REFORMATION

Martin Luther wurde am 10. November 1483 in Eisleben, Deutschland, geboren. Als junger Mann wurde er fast von einem Blitz getroffen und versprach in seiner Todesangst, Mönch zu werden.

Er löste sein Versprechen ein und trat in ein Kloster ein. Anfang April 1507 wurde Luther zum Priester geweiht und wurde später Professor an der Universität von Wittenberg.

Dennoch fühlte sich Luther von seinen Sünden bedrängt. Er hatte das Gefühl, dass Gott mit ihm unzufrieden war. Je mehr er sich bemühte, »gut« zu sein, desto schlechter fühlte er sich – bis er eines Tages Römer 1,17 las: »Der Gerechte ... wird aus Glauben leben.«

Er hatte bisher nicht begriffen, dass er sich Gottes Gnade nicht *verdienen* konnte, sondern dass sie ein Geschenk Gottes war, das er nur durch Glauben erhalten konnte. Nachdem Luther die Gabe Gottes angenommen hatte, war seine erste Frage: »Warum habe ich das nicht in meiner Kirche gelernt?«

Er schaute sich um. Die Kirche sagte den Menschen, dass sie, um Gott zu gefallen, »Ablassbriefe« (schriftliche Begnadigungen für Sünden) kaufen und die Kirchenvorschriften befolgen müssten. Das brachte Geld in die Kirchenkasse und hielt die Menschen unter Kontrolle, sodass sie der Obrigkeit gehorchten. Aber das war ein Trick.

Luther versuchte zunächst, die Kirchenführer davon zu überzeugen, dass sie die Wahrheit lehren mussten. Einige wenige stimmten zu, und bei Kurfürst Friedrich von Sachsen fand er

Gehör. Doch die meisten kirchlichen und weltlichen Machthaber sahen in Luthers Ideen eine Bedrohung ihrer Macht.

Luthers Prozess während des Reichstags in der Stadt Worms brachte das Fass zum Überlaufen. Er weigerte sich, seine Schriften zurückzunehmen, es sei denn, die Bibel beweise seinen Irrtum. Er hätte hingerichtet werden können, wenn Kurfürst Friedrich ihn nicht danach geschützt hätte.

Martin Luther starb 1546, aber seine kirchlichen Reformen gingen weiter und wurden in den lutherischen Kirchen umgesetzt.

Durchblick

FÜR EINEN ZWECK GERETTET

Gehst du zu einem Mädchen?«, stichelte Martin Luthers Freund, als die beiden Studenten ihre dreitägige Heimreise antraten.

»Wer hat etwas von einem Mädchen gesagt? Das sind doch Ferien«, sagte der junge Martin.

»Natürlich, und ich bin mir *sicher*, dass du dich die ganze Zeit auf die Prüfungen vorbereiten wirst.« Sein Freund gab ihm einen leichten Schubs.

Martin stürzte zurück, als sein Freund außer Reichweite flüchtete. Martin stürmte hinterher, machte aber nur ein paar Schritte, als sein Zeh unter einer Wurzel hängen blieb und er kopfüber in den Staub fiel.

Doch er konnte nicht mehr aufspringen. Schmerzen durchzuckten sein Bein. Ein dunkler Fleck breitete sich auf seiner Hose aus. Zum Schutz vor Räubern trug er ein zweischneidiges Schwert bei sich. Doch weil es nicht in einer Scheide steckte, hatte es sein Bein erwischt und eine tiefe Wunde hinterlassen.

Das Blut floss in Strömen, und Martin konnte es nicht aufhalten. »Was ist denn los? Lass uns gehen!«, rief sein Freund.

Martin dachte, er würde sterben, aber ihm fehlten die Worte.

In wenigen Augenblicken kniete sein Freund neben ihm nieder. »Das ist eine schlimme Wunde! Ich gehe besser nach Erfurt zurück und hole Hilfe.«

Hilfe kam, und starke Arme trugen Martin zurück zur Universität, wo ein Arzt die Blutung endlich stoppte. Doch Martin schwebte noch mehrere Tage lang zwischen Leben und Tod, bevor er sich erholte.

Kurze Zeit später wurde die Stadt von einer Typhusplage heimgesucht. Die Krankheit kostete mehrere Freunde und Klassenkameraden das Leben.

›Das Leben ist nicht sicher‹, dachte Martin. ›Ich könnte auf diesem Sterbebett liegen.‹ Was dann? Würde Gott ihn in den Himmel lassen?

Er gelobte, ein besserer Mensch zu werden und bei den Priestern ein paar zusätzliche Ablässe zu kaufen. Vielleicht wäre Gott dann mit ihm zufrieden.

Mit 21 Jahren beschloss er, nach dem Ende seiner bisherigen Ausbildung ein Studium der Rechtswissenschaften anzuschließen. Aber zunächst nahm er eine Auszeit und reiste für zehn Tage nach Hause. Auf dem Rückweg brach ein heftiges Sommergewitter los. Der Himmel war ganz wolkenverhangen, und am Nachmittag wurde es so dunkel, dass er fast eine Laterne brauchte, um den Weg zu finden.

Martins Herz wurde von Angst gepackt. Er wurde die Vorstellung nicht los, dass Teufel und Kobolde hinter den Bäumen oder aus den wirbelnden Wolken heraus über ihn spotteten.

Als riesige Regentropfen zu fallen begannen, flüchtete er unter eine große Ulme. Kaum hatte er sich dort untergestellt, schlug ein mächtiger Blitz in den Baum ein. Die beiden Hälften der Ulmenstammes ragten, vom Blitz gespalten, furchterregend in den Himmel.

›O Gott!‹, jammerte Martin, als er auf die Knie fiel. »Rette mich! Habe Erbarmen mit mir, und ich werde Dir ewig dienen.«

Wie die meisten Sommerstürme ging auch dieser schnell vorüber, sodass die Sonne bald wieder durch die Wolken brach und Erleichterung und Hoffnung mit sich brachte.

Martin erkannte, dass er dreimal vor dem Tod gerettet worden war. Er vergaß sein Versprechen nicht, und innerhalb von zwei Wochen ging er in ein Kloster, um Mönch zu werden.

Er wusste, dass er zu einem bestimmten Zweck am Leben war. Er wollte nicht, dass Gott jemand anderen finden musste, um diesen Zweck zu erfüllen.



Zum Durchblick gehört es zu erkennen, dass Gott eine Bestimmung für dein Leben und das Leben jedes Menschen hat.



Und nun, so spricht der HERR ...: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein.

(Jesaja 43,1)



1. Hatte Martin unrecht, als er dachte, er könne jederzeit sterben?
2. Warum entschied er sich, Mönch zu werden?
3. Auch wenn du vielleicht nicht weißt, was Gott von dir will, woher kannst du wissen, dass Er eine Bestimmung für dich hat?

Mut

»HIER STEHE ICH!«

Martin Luther konnte nicht ruhig bleiben. Er war zornig auf die Kirchenvertreter, die versuchten, die Menschen zu täuschen, indem sie ihnen ein Stück Papier (einen Ablassbrief) verkauften, auf dem stand, dass ihre Sünden – vergangene und zukünftige – vergeben seien.

Als Luther nach Rom gereist war, hatte er den Luxus gesehen, den die Geistlichen sich mit dem Geld dieser armen Menschen leisten konnten. Ein Stück Papier konnte keine Sünden vergeben! Er hatte auch entdeckt, wie bössartig einige Päpste und andere Machthaber geworden waren. Jahrhundertlang hatten sie Menschen und ganze Nationen beherrscht. Einem Papst wurde sogar vorgeworfen, seinen Amtsvorgänger vergiftet zu haben!

Wie konnte die katholische Kirche mit ihren Priestern und Päpsten, die so viele sündige Dinge taten, jemandem Vergebung versprechen? Außerdem hatte Luther in der Bibel gelesen, dass sich niemand Gottes Gnade verdienen oder erkaufen kann: »Der Gerechte ... wird aus Glauben leben«, und zwar allein aus Glauben. Er wusste, dass Christen nur dann ein gutes Leben führen konnten, wenn sie Jesus Christus vertrauten, dass Er ihnen helfen würde.

Er musste etwas tun! So nagelte Martin Luther am 31. Oktober 1517 eine Liste von 95 Einwänden (oder »Thesen«) an die Tür der Schlosskirche in Wittenberg. Er begann, Bücher und Flugschriften (den heutigen Flyern ähnlich) zu schreiben, in denen er die Missstände in der Kirche anprangerte.

Diese Aktionen machten viele kirchliche und weltliche Machthaber wütend. Luther hatte ihre Macht infrage gestellt und ihre

bösen Mächenschaften aufgedeckt. Sein Wirken konnte nicht ignoriert werden.

Luthers Feinde versuchten, ihn zu zwingen, bei einem Prozess in Rom zu erscheinen. Doch Freunde (wie Kurfürst Friedrich von Sachsen) wussten, dass dies gefährlich war. Wenn Luther nach Rom reisen würde, dann würde er wahrscheinlich getötet werden. Stattdessen veranlassten seine Freunde, dass sein Prozess in Deutschland in der Stadt Worms stattfand. Dorthin hatte Kaiser Karl V. einen Reichstag einberufen lassen, bei dem es auch um Martin Luthers Ansichten ging.

Johann von Eck, ein Jurist, wurde ausgewählt, um Luther anzuklagen.

Bei der Verhandlung legte von Eck einen Stapel von Martin Luthers Büchern auf den Tisch. »Werden Sie diese Lehren aufgeben?«, fragte von Eck.

Luther bat um etwas Zeit, um eine angemessene Antwort vorzubereiten. Am nächsten Tag sagte er, dass vieles von dem, was er geschrieben hatte, die reine Wahrheit sei. Niemand würde dem widersprechen. »Es gibt also keinen Grund, diesen Teil aufzugeben.«

»Einige meiner anderen Schriften befassen sich mit den schrecklichen Missständen in der katholischen Kirche hier in Deutschland. Und jeder weiß, dass diese Probleme überall zu sehen sind, sodass diese Wahrheit nicht beiseitegeschoben werden kann.«

»Außerdem«, fuhr er fort, »hat Gott unseren Geist frei gemacht, also muss man es ablehnen, gegen das Gewissen (die Überzeugung, was richtig oder falsch ist) zu handeln. Das ist meine Antwort.«

»Sehr clever«, sagte von Eck. »Jetzt geben Sie mir eine einfache Antwort.«

»In Ordnung«, stimmte Martin Luther zu. »Wenn ich nicht durch die klaren Lehren der Bibel davon überzeugt werden kann, dass ich im Unrecht bin, kann und will ich nicht zurücknehmen, was ich geschrieben habe. Hier stehe ich. Ich kann nicht anders handeln. Gott helfe mir. Amen!«



Mut bedeutet manchmal, die eigene Sicherheit zu riskieren,
um das Richtige zu tun.



Wacht, steht fest im Glauben; seid mannhaft, seid stark!
(1. Korinther 16,13)



1. Warum hielt Martin Luther es für falsch, dass die katholische Kirche Ablassbriefe verkaufte?
2. Wie können wir Vergebung unserer Sünden finden? Was sagt die Bibel dazu?
3. Wann hast du Mut gebraucht, um das Richtige zu tun?

Freude

DIE FRAU, DIE AUS DEM KLOSTER FLÜCHTETE

Lieber Herr Dr. Luther«, so begann der Brief. »Wir sind zwölf Nonnen im Kloster bei Grimma. Wir haben gehört, dass Sie nicht mehr glauben, dass wir an die Gelübde gebunden sind, die wir abgelegt haben, als wir in das Kloster kamen. Würdet Ihr uns helfen zu fliehen?«

Martin Luther kratzte sich am Kopf. Was hatte er da nur angefangen?

Als Priester der katholischen Kirche hatte Luther ein Zölibats-Gelübde abgelegt (das ihm nicht erlaubte zu heiraten). Doch beim Lesen der Bibel wurde ihm klar, dass dies nicht erforderlich war. Mit der Aussage, dass die Aufseher oder Leiter einer Gemeinde »Mann einer Frau« sein sollten, erlaubte die Bibel eindeutig, dass die führenden Männer der Kirche heiraten konnten. Selbst der Apostel Petrus, den die katholische Kirche als ihren ersten Papst ansah, hatte eine Frau gehabt.

Aus diesem Grund schrieb Luther über diese neu entdeckten Glaubensvorstellungen.

In Deutschland lebte damals fast ein Fünftel der Bevölkerung in Klöstern und Stiften, in denen die Ehe nicht erlaubt war. Viele wurden Nonnen oder Mönche, weil sie hofften, dadurch heilig zu werden. Andere waren durch harte Zeiten dazu gezwungen worden. Luther hielt dies nicht für gut.

Im Laufe der Reformation trennte sich die Kirche in einigen Gebieten Deutschlands immer mehr von der Papstkirche in Rom. Martin Luther hatte das Neue Testament ins Deutsche übersetzt, sodass nun auch der Durchschnittsbürger die Bibel lesen konnte.

Die Gottesdienste wurden in diesen Gebieten auf Deutsch statt auf Latein abgehalten. Und viele andere Veränderungen fanden statt.

Nun wollten einige Nonnen aus ihrem Kloster ausbrechen.

Luther bat einen alten Freund um Hilfe. Der Freund schmiedete einen Plan, um die Nonnen aus dem Kloster hinauszuschmuggeln. Weil er das Kloster regelmäßig belieferte, konnte er seinen Kutschwagen als Fluchtfahrzeug nutzen und die Nonnen – auf dem Wagen gut versteckt – nach Wittenberg bringen. Aber sie waren immer noch nicht sicher. Wenn sie zu ihren Familien zurückkehrten, würden ihre Vorgesetzten aus dem Kloster sie finden und sie zurückholen. Und die Familien würden ihnen dabei wahrscheinlich behilflich sein.

Die Heirat war die einzige Lösung. Überraschenderweise wurden für alle Nonnen bis auf eine bald Ehemänner gefunden. Ihr Name war Katharina von Bora. »Ich will keinen anderen als Martin Luther selbst«, erklärte sie.

Als Luther seine Eltern das nächste Mal besuchte, erzählte er ihnen die Geschichte dieser mutigen jungen Frau als Scherz.

»Warum heiratest du sie denn nicht?«, fragte sein Vater ernst.

»Wieso sollte ich«, erwiderte Luther, »meine Feinde würden es gegen mich verwenden.«

»Ich habe dir gesagt, dass du kein Mönch werden sollst!«, erinnerte ihn sein Vater. »Wie soll der Familienname weiterbestehen, wenn du nicht heiratest und keine Kinder hinterlässt?«

Martin Luther dachte darüber nach, was sein Vater gesagt hatte. Am 13. Juni 1525 heirateten Luther und Katharina in aller Stille.

Zwei Wochen später planten sie ein Hochzeitsfest, um zu feiern. Als Luther an einen Freund schrieb, um ihn zu dem Fest einzuladen, sagte er: »Ich habe die Engel zum Lachen und die Teufel zum Weinen gebracht.«

Es war ein großes Fest, und ein Jahr später wurde ihr erster Sohn geboren. Als Martin Luther in die Wiege schaute, grinste er wie jeder stolze Papa. »Tritt los, mein Junge!«, sagte er. »Der Papst hat mich auch in Windeln gefesselt, aber ich habe sie weggetreten.«



Freude findet man, wenn man das Leben
und sich selbst nicht zu ernst nimmt.



*Das Leuchten der Augen erfreut das Herz;
eine gute Nachricht labt das Gebein.*
(Sprüche 15,30)



1. Was waren einige der Veränderungen, die nach Meinung Martin Luthers im kirchlichen Leben geschehen sollten?
2. Warum, glaubst du, wollten die Nonnen aus ihrem Kloster ausbrechen?
3. Erzähle von einer Zeit, in der ein wenig Humor eine schwere Zeit leichter machte.



William Tyndale

DER MANN, DER DIE BIBEL INS ENGLISCHE ÜBERSETZTE

William Tyndale wurde um 1490 in England geboren. Als er an der Universität in Cambridge studierte, schrieb man ungefähr das Jahr 1520. Die »lutherischen Ideen« waren damals ein heißes Eisen, und viele der protestantischen Glaubensinhalte Tyndales haben ihren Ursprung vermutlich in dieser Zeit.

Nach Abschluss seines Studiums kam Tyndale ins Haus von Sir John Walsh in Gloucestershire, anscheinend als Hauslehrer für die beiden Söhne von Sir Walsh. Die Familie Walsh war bekannt dafür, Geistliche wie Adlige gleichermaßen gastfreundlich aufzunehmen, und Tyndale beteiligte sich an etlichen Gesprächen über Theologie (die Lehre von Gott), während er im Hause der Familie Walsh arbeitete. Er war entsetzt, als er feststellte, dass sogar Menschen, die in der Kirche Ämter innehatten, die Bibel kaum kannten. Für ihn stand nun fest, dass er die Bibel ins Englische übersetzen würde, damit Englisch sprechende Menschen Gottes Wort selbst lesen konnten.

Damals war es verboten, die Heilige Schrift zu übersetzen, ohne eine offizielle Erlaubnis dafür zu haben. (Die Kirchen gebrauchten die lateinische Vulgata, die von den einfachen Leuten nicht verstanden wurde.) Da von offizieller Seite keine Erlaubnis für sein Projekt gegeben wurde, verließ Tyndale England, um auf dem europäischen Festland seine Übersetzung in Angriff zu nehmen.

Im Jahr 1526 wurde in Deutschland, in der Stadt Worms, das erste vollständige englische Neue Testament gedruckt. Anne Boleyn bekam ein Exemplar davon und zeigte es König Heinrich VIII. Aber Heinrich lehnte es mit der Begründung ab, dass

eine englische Bibel zu der Zeit nicht notwendig wäre. Wenn überhaupt eine Übersetzung angefertigt werden sollte, dann doch von einem respektablen Gelehrten innerhalb der Amtskirche und nicht von einem Priester, der obendrein noch aus seinem Heimatland geflohen war.

1535 wurde Tyndale verraten, als er in Antwerpen (Belgien) bei einem freundlichen Kaufmann zu Gast war. Doch trotz Tyndales Haft beendete Miles Coverdale, ein ehemaliger Studienkollege aus Oxford, eine englische Bibelübersetzung, die in der Hauptsache auf Tyndales Arbeit basierte. Wenige Monate, nachdem William Tyndale auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden war, gab König Heinrich seine Erlaubnis zum Druck der Bibel, und bis 1539 war jeder Pfarrbezirk angewiesen, entsprechende Exemplare für die Gemeindeglieder zur Verfügung zu stellen.

Weitblick

DIE HERAUSFORDERUNG DURCH DEN JUNGEN HINTER DEM PFLUG

Aber warum müssen wir denn diese verstaubten, alten Latein-vokabeln lernen, Master Tyndale?«, beschwerte sich der kleine Junge.

William Tyndale verkniff sich ein Lächeln. »Du musst Latein lernen, damit du die Heilige Schrift lesen kannst«, entgegnete er ernst.

»Warum schreiben Sie dann nicht die Bibel auf Englisch?«, murrte sein Schüler.

»Pst!«, warnte sein älterer Bruder. »Das ist gegen das Gesetz!«

›Aber der Junge hat recht«, dachte Tyndale sich. ›Jeder Mann, jede Frau, jedes Kind in England, ob nun reich oder arm, sollte die Möglichkeit haben, Gottes Wort auf Englisch zu lesen – und nicht nur in Latein zu hören, das ohnehin kaum einer versteht.‹ Von der Auffahrt her klangen die Geräusche eines ankommenden Pferdegespanns. Offenbar wurden zum Abendessen auf dem Gut Little Sodbury Manor Gäste erwartet.

William Tyndale war erst seit Kurzem auf dem Gut. Er war als Hauslehrer für die beiden Söhne von Sir John und Lady Anne Walsh auf Little Sodbury Manor angestellt. Sir John und Lady Anne waren bekannt für ihre Gastfreundschaft, und viele bekannte Persönlichkeiten aus Adels- oder Kirchenkreisen waren oft an ihrem Tisch zu Gast. Tyndale genoss diese Tafelrunden; die Gespräche über Politik oder Theologie waren immer sehr lebhaft.

An diesem Abend ergab es sich, dass die Diskussion am Tisch der Walshs noch lebhafter war als üblich. Tyndale hörte den Argumenten der Gäste aufmerksam zu.

»Ich habe gehört, dass der Papst es abgelehnt hat, die Ehe von König Heinrich und Königin Katharina aufzulösen. Armer Kerl, dann bekommt er vielleicht doch keinen männlichen Thronfolger.«

»Armer Kerl, zweifellos! Es ist nicht die Schuld der Königin, dass sie bis jetzt nur Mädchen geboren hat. Soll Heinrich die Krone doch an die Prinzessin weitergeben!«

»Unsinn. König Heinrich wird seinen Sohn bekommen – auch wenn er dafür die katholische Kirche verlassen müsste!«

Ein Abt der Kirche, in edler Kleidung und mit einer schweren Goldkette geschmückt, wandte sich an Tyndale: »Master Tyndale«, begann er, »ich hörte, dass Sie in der Universität von Cambridge einige ›Reform-Ideen‹ kennengelernt haben. Was sagen Sie dazu?«

Alle Augen richteten sich auf den jungen Gelehrten.

»Es geht nicht darum, was ich denke«, sagte Tyndale ruhig. »Wichtig ist, was die Heilige Schrift dazu sagt. Erklären Sie uns, sehr geehrter Herr, was die Bibel über Scheidung sagt.«

»Nun, ich ... ich ... das ist Sache des Papstes«, stotterte der Abt. »Der Papst sagt ...«

»Wir wissen, was der Papst sagt. Was sagt die Heilige Schrift dazu?«

Der Abt lief rot an. »Ich werde mich nicht von einem Landpfarrer verhören lassen!«, donnerte er.

Tyndale war ärgerlich. »Das kommt davon, dass Sie die Bibel nicht lesen – und die Menschen können sie nicht lesen, weil wir nur lateinische Bibeln haben. Wir brauchen eine englische Bibel, die vom König und vom einfachen Mann gleichermaßen gelesen werden kann!«

Die beiden Walsh-Jungen sahen sich mit weit aufgerissenen Augen an. Was sagte Master Tyndale da? Wusste er nicht, dass solche Äußerungen gegen das Gesetz waren?

William Tyndale wies mit dem Zeigefinger auf den Abt. »Wenn Gott mich am Leben lässt, werde ich, ehe noch viel Zeit verstreicht, dem Jungen hinter dem Pflug helfen, die Bibel besser zu kennen als Sie!«



Weitblick bedeutet, nicht nur das zu sehen, was ist, sondern auch das, was getan werden muss.



Wo keine Offenbarung ist, wird das Volk zügellos.
(Sprüche 29,18a)



1. Was meinst du, warum wollten die Priester der Amtskirche nicht, dass jedermann die Bibel lesen konnte?
2. Wie wollte William Tyndale dem Jungen hinter dem Pflug wohl helfen, mehr als die Priester von der Bibel zu kennen?
3. Danke Gott dafür, dass du die Bibel in deiner Sprache lesen kannst. Hast du vielleicht eine »überzählige« Bibel, die du jemandem geben könntest, der noch keine hat?

Geduld

»VERBRENNT DIE BÜCHER!«

Der Erzbischof von Canterbury sah von seinem Schreibtisch auf. »Nun, was gibt es?«, fragte er seinen Sekretär.

Der Sekretär legte zwei in Leder gebundene Bücher auf den Schreibtisch. »Wir haben noch zwei Exemplare von William Tyndales englischer Ausgabe des Neuen Testaments gefunden – in zwei verschiedenen Städten.«

»Was? Ich dachte, wir hätten den Buchhändlern befohlen, diese ungesetzlichen Schriften nicht zu verkaufen!«, sagte der Erzbischof.

»Aber jedermann kauft sie. Die Buchhändler machen ein gutes Geschäft«, gab der Sekretär zu.

Der Erzbischof griff nach einem der Bücher und öffnete es. »Sehen Sie hier! Er hat dieses Wort mit ›Reue‹ und nicht mit ›Strafe‹ übersetzt. Wenn die Leute für ihre Sünden keine Strafe mehr bezahlen, wird die Kirche bald bankrott sein. Wir müssen das sofort unterbinden!«

Der Erzbischof ging hinter seinem Schreibtisch auf und ab. »Offensichtlich haben unsere Kontrollen der Handelsschiffe die Einfuhr dieser Bücher nach England nicht stoppen können ... und solange die Buchhändler damit ein Geschäft machen, werden sie unter dem Ladentisch verkauft.« Plötzlich blieb der Erzbischof stehen, und ein verschlagenes Lächeln erhellte sein aufgedunsenes Gesicht. »Ich hab's! Wir kaufen diese Neuen Testamente selbst – alle davon! Und dann werden wir sie vernichten. Damit kommen sie nicht in die Hände der einfachen Leute!«

Es schien ein guter Plan zu sein. Die Männer des Erzbischofs verhielten sich dabei wie normale Kunden, besuchten die Buch-

händler und kauften Exemplare von Tyndales Neuem Testament. Sie bedrohten die Buchhändler nicht, denn sie wollten so viele Exemplare wie möglich kaufen.

Als die Leute des Erzbischofs keine Exemplare mehr finden konnten, befahl der Erzbischof, einen riesigen Scheiterhaufen aufzuschichten. Als die Flammen loderten, warfen die Männer alle Bücher ins Feuer.

»Jetzt haben wir diesen Tyndale überlistet!«, lachte der Erzbischof hämisch.

In Deutschland erzählte Humphrey Monmouth, einer der Seeleute, die Tyndales Übersetzungen nach England schmuggelten, seinem Freund von dem Scheiterhaufen des Erzbischofs.

Tyndale nickte gedankenverloren. »Nun, wir haben immer noch die Druckplatten«, seufzte er. »Ich denke, wir müssen noch einmal von vorn anfangen. Aber es wird eine Zeit dauern, bis wir das Geld für eine neue Auflage zusammen haben.«

Ein breites Grinsen zog sich über Humphrey Monmouths Gesicht – und dann legte er den Kopf in den Nacken und begann, schallend zu lachen. Tyndale sah ihn überrascht an. Doch dann stand ihm vor Staunen der Mund offen, als der kräftige Handelsmann einen Lederbeutel voller Münzen aus seinem Mantel zog ... dann noch einen und noch einen und noch einen.

»Was ist denn das?«, rief Tyndale.

»Hahaha, hohoho«, lachte Monmouth. »Das ist dein Anteil an dem Geld, das der Erzbischof für all die Bücher bezahlt hat – genug für eine noch viel größere Auflage!«

William Tyndale lachte auch. »Niemand kann Gott aufhalten – auch kein Erzbischof!«



Geduld bedeutet das Wissen, dass Gottes Arbeit getan werden wird, ungeachtet aller Rückschläge und Hindernisse, auch wenn der Weg lang ist.



Deshalb nun, da wir eine so große Wolke von Zeugen um uns haben, lasst auch uns, indem wir jede Bürde und die leicht umstrickende Sünde ablegen, mit Ausdauer laufen den vor uns liegenden Wettlauf.

(Hebräer 12,1)



1. Warum ließ William Tyndale weitere englische Neue Testamente drucken, sogar nachdem der Erzbischof fast alle Exemplare der ersten Auflage verbrannt hatte?
2. Warum ging der Plan des Erzbischofs nicht auf?
3. Wenn du versuchst, für Gott etwas Gutes zu tun, und es scheint nicht zu funktionieren, warum ist es dann wichtig, Geduld zu haben?

Glaube

EIN FALSCHER FREUND

Gibt es neue Nachrichten über den König?«, fragte William Tyndale seinen Gastgeber gespannt. »Hat König Heinrich mein Neues Testament gesehen?«

Thomas Poyntz, ein englischer Kaufmann, der gerade in sein Haus in Antwerpen zurückgekehrt war, schüttelte den Kopf. »Die Nachrichten sind nicht gut, mein Freund. Der König hat dein englisches Neues Testament abgelehnt. Er sagte, »es werde nicht gebraucht«. Und nicht nur das. Die Jagd auf dich ist nun auf ganz Europa ausgedehnt worden. Du musst sehr, sehr vorsichtig sein.«

William Tyndale nickte. »Hier bin ich ganz bestimmt sicher – dank deiner Freundlichkeit. In Antwerpen gibt es viele Ausländer. Keiner wird von mir Notiz nehmen – vor allen Dingen, weil ich die meiste Zeit in deinem Dachgeschoss sitze und an der Übersetzung des Alten Testaments arbeite.«

Als die beiden Männer sich eine »Gute Nacht« wünschten, fügte Tyndale noch hinzu: »Oh, fast hätte ich es vergessen: Unser junger Freund von der Universität, Henry Phillips, kommt nächste Woche zum Mittagessen. Wirst du auch hier sein?«

Thomas Poyntz sah sehr ernst aus. »Leider nicht. Ich muss nächste Woche verreisen. Aber ... ich wünschte, du würdest keinen Besuch haben, während ich auswärts bin. Es ist zu gefährlich.«

Tyndale klopfte seinem Freund auf den Arm. »Komm schon. Du wirst dir doch wegen des jungen Henry keine Sorgen machen. Er ist sehr freundlich. Er scheint an unseren Reform-Ideen interessiert zu sein.«

»Zu freundlich.« Poyntz war besorgt. »Für mich klingt er so blechern wie ein falscher Taler.«

In der nächsten Woche klopfte Henry Phillips an die Tür des Poyntz-Hauses. »Ist Thomas zu Hause?«, fragte der gut aussehende junge Mann, als William Tyndale die Tür öffnete.

»Nein, er ist auswärts«, antwortete Tyndale. »Aber wir können trotzdem zusammen zu Mittag essen.«

»Hör mal«, sagte Phillips, »warum gehen wir nicht in die Stadt zum Essen? Ich habe dort noch etwas zu erledigen. Das heißt, wenn du nichts dagegen hast.«

»Nicht im Geringsten«, stimmte Tyndale zu. »Lass mich nur rasch Hut und Mantel holen.«

Auf dem Weg über das bucklige Kopfsteinpflaster kamen die Männer plötzlich an eine enge Stelle der Gasse, die sie nur einer nach dem anderen durchqueren konnten. Phillips zeigte Tyndale mit höflicher Geste an, dass er den Vortritt habe. Als Tyndale am Ende der kleinen Gasse angekommen war, sah er zu seiner Überraschung zwei Soldaten, die dort warteten. Er wollte umkehren und zurücklaufen, aber da sah er, wie Henry Phillips mit dem Finger auf ihn zeigte. »Das ist er – verhaften Sie ihn!«, schrie der junge Mann.

William Tyndale war verraten worden!

Fast anderthalb Jahre saß er im Gefängnis von Vilvoorde. Thomas Poyntz versuchte während dieser Zeit alles, um ihn freizubekommen. Aber im August 1536 wurde William Tyndale als Ketzer verurteilt. (Ein Ketzer wird derjenige genannt, der etwas anderes lehrt als das, was die Kirche glaubt.) Er wurde zum Tod verurteilt und sollte erwürgt und dann auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden.

Als seine trauernden Freunde sich im Oktober versammelten, um sein tapferes Ende zu sehen, hob Tyndale den Kopf zum Himmel empor und schrie: »Oh Herr, öffne dem König von England die Augen!«

Es war noch kein Jahr vergangen, da erhielt Thomas Poyntz wunderbare Nachrichten aus England. Ein Mann namens Miles

Coverdale hatte die erste vollständige Bibel in englischer Sprache veröffentlicht. Diese Bibel basierte hauptsächlich auf der Übersetzung von William Tyndale, und König Heinrich VIII. hatte sein Einverständnis dazu gegeben! Nicht nur das; im Jahr 1539 wurde jeder Pfarrbezirk Englands angewiesen, entsprechende Exemplare für die Gemeindemitglieder anzufertigen.

William Tyndales vertrauensvolles Gebet war erhört worden.



Glaube ist die Fähigkeit, unbeendete Arbeiten
der Hand Gottes zu überlassen.



*Der Glaube aber ist eine Verwirklichung dessen, was man hofft,
eine Überzeugung von Dingen, die man nicht sieht.*

(Hebräer 11,1)



1. Was meinte William Tyndale, als er betete: »Öffne dem König von England die Augen«?
2. Wie antwortete Gott auf das Gebet Tyndales, der starb, ehe seine Arbeit an der englischen Bibel beendet war?
3. Fühlst du dich mutlos wegen irgendeiner Sache, die du selbst nicht zu Ende bringen kannst? Wende dich mit deiner Familie oder deinen Freunden in einem Gebet des Glaubens an Gott, indem du diese Sache ganz in Seine Hände legst.



Menno Simons

EINDRINGLICHER MAHNER FÜR DEN FRIEDEN

Menno Simons wurde um 1496 im Norden der heutigen Niederlande geboren. 1524 wurde er zum Priester der römisch-katholischen Kirche geweiht. Dort diente er, bis er von einigen Lehren, beispielsweise der Säuglingstaufe, immer mehr beunruhigt wurde.

Menno Simons glaubte, dass die Bibel für einen Christen höchste Autorität hat, und wandte sich dem Neuen Testament zu. Beim Lesen kam er zu der Überzeugung, dass die Staatskirche in verschiedenen wichtigen Punkten falsche Lehren vertrat. Er verließ die Priesterschaft im Jahr 1536 und wurde von Obbe Philips getauft.

Menschen, die ihre Besprengung als Säugling mit ein paar Tropfen Wasser nicht als Taufe anerkannten und sich ein zweites Mal taufen ließen, wurden oft als »Anabaptisten« bezeichnet, was so viel wie »Wiedertäufer« bedeutet. (Am besten bekannt sind sie unter dem Namen »Täufer«.) Menno wurde bald gebeten, als Prediger und Leiter unter den Täufern im Nordwesten Deutschlands und in den angrenzenden Gebieten zu arbeiten. Im Laufe der Zeit wurden seine Anhänger »Mennoniten« genannt.

Menno und die meisten anderen Täufer waren überzeugte Pazifisten und lehnten Gewalt ab, auch wenn sie sich in Gefahr befanden. Obwohl die Täufer keine revolutionären Ideen gegen das Staatswesen verbreiteten, wurde doch ihr kritischer Standpunkt gegenüber der Staatskirche als Bedrohung empfunden. Und sowohl die katholische Kirche als auch das Heilige Römische Reich Deutscher Nation versuchten, die Täuferbewegung auszulöschen. Dies geschah manchmal in Deutschland und in den umliegenden Län-

dern sogar vonseiten der lutherischen Kirche. Auch in Gebieten, in denen die reformierte Kirche mit dem Staat verbunden war, waren die Täufer nicht gut angesehen.

Zunächst war Verfolgung das Schicksal aller, die auf der Seite Reformation standen, aber die Täufer wurden am schlimmsten verfolgt, weil sie jede Zusammenarbeit mit den Vertretern des Staates strikt ablehnten. 4000 bis 12000 Täufer wurden in Europa wegen ihres Glaubens getötet.

1543 bot der Papst demjenigen, der Menno Simons überliefern würde, 100 Goldmünzen. Trotzdem wurde Menno aufgrund der Bewahrung durch Gott und der Hilfe tatkräftiger Glaubensbrüder niemals gefangen genommen. Er starb 1561 eines natürlichen Todes.

Geradlinigkeit

EIN »GESETZLOSER« FÜR DEN HERRN

O bwohl er ein ordinierter Priester der römisch-katholischen Kirche in den Niederlanden war, hatte Menno Simons niemals die Bibel gelesen. Aber manche der Lehren, die von der Staatskirche vertreten wurden, schienen ihm falsch zu sein, und so begann er dann, selbst die Bibel zu lesen.

Als er anfang, das, was in der Bibel stand, zu lehren, dachten auch einige seiner Zuhörer, dass die Lehren der Staatskirche falsch waren. »Wir brauchen eine neue Kirche«, sagten manche eilig, »eine wahrhaftige Kirche.«

»Nein«, meinte Menno, der das Leben als geweihter Priester durchaus genoss. »Das ist nicht notwendig. Warten wir erst einmal ab. Die Dinge können sich ändern. Wir werden unsere Gottesdienste weiter so wie vorgeschrieben stattfinden lassen, auch wenn wir wissen, dass einige Gebräuche falsch sind.«

Aber andere, die ebenfalls merkten, dass die Staatskirche falsche Lehren vertrat, unternahmen etwas dagegen. Eine Täufergruppe in Münster war sogar willens zu kämpfen, um eine Änderung zu bewirken. »Immerhin, die *tun* etwas!«, sagten die Menschen.

Enttäuscht schlossen sich etliche von Mennos Anhängern den »Münsteriten« an, die sich in dem Kloster Bloomkamp, das »Alte Kloster« genannt, bei Bolsward (Friesland) aufhielten. Sie wussten, dass feindlichen Truppen versuchen würden, sie zu überwältigen, und beschafften sich daher Schwerter und andere Waffen.

»Tut das nicht!«, warnte Menno. »Gewalt anzuwenden, war einer der Fehler der Staatskirche. Die Bibel verbietet es. Vergesst

nicht, was Jesus Christus sagte: ›Alle, die das Schwert nehmen, werden durch das Schwert umkommen.«

Aber die Leute, die selbst nicht die Bibel lesen konnten, glaubten Menno nicht, weil er selbst nicht seinen eigenen Lehren entsprechend lebte.

Dann, am 5. April 1535, stürmten Soldaten das »Alte Kloster« und brachen allen Widerstand, der von dort aus noch geleistet wurde. Von den 300 Insassen wurden 130 während der Schlacht getötet, während im Anschluss daran die meisten der anderen Rebellen hingerichtet wurden.

Unter den Getöteten war auch Peter Simons, Mennos Bruder. Menno war es nicht gelungen, ihn davon abzuhalten, sich mit den Rebellen zu verbünden. »Wer bist du, dass du mir sagen kannst, was ich tun soll?«, hatte sein Bruder ihn angegriffen. »Du erzählst uns, dass die Lehren der katholischen Kirche falsch sind, aber du unternimmst überhaupt nichts dagegen. Du bleibst in der Kirche und erfreust dich an deinem Priestergehalt.«

In den folgenden Tagen war Menno voller Trauer. »Sie haben einen Fehler gemacht«, sagte er, »aber immerhin hatten sie den Mut, das, was sie glaubten, auch zu leben. Ich dagegen habe mich um nichts anderes gekümmert als um meine Bequemlichkeit und meinen Ruf bei den Leuten. Und was ist nun geschehen! Diese Menschen waren wie eine Herde Schafe ohne Hirten, und ich habe es aus eigensüchtigen Gründen abgelehnt, ihr Hirte zu werden. Mag sein, dass ihr Handeln falsch war, aber ihr Tod ist meine Schuld.«

Er fiel auf die Knie und betete: »Herr, gib mir ein reines Herz und vergib mir die Suche nach einem leichten Leben. Gib mir den Mut, Dir kühn zu folgen – egal, was es kostet.«

Im Januar 1536 gab er sein Priesteramt auf und wurde bald darauf von Obbe Philips getauft. Für den Rest seines Lebens war er nun aus Sicht der Obrigkeit ein »Gesetzloser«, aber in Gottes Augen war er treu.



Geradlinigkeit bedeutet ein Leben in Treue zu dem,
wovon du überzeugt bist.



*Er [Jesus Christus] sprach aber zu allen: Wenn jemand mir
nachkommen will, so verleugne er sich selbst und nehme
täglich sein Kreuz auf und folge mir nach. Denn wer irgend sein
Leben erretten will, wird es verlieren; wer aber irgend sein Leben
verliert um meinetwillen, der wird es erretten.*

(Lukas 9,23-24)



1. Was geschah, als Menno Simons begann, selbst in der Bibel zu lesen?
2. Warum haben die Menschen nicht auf Menno gehört, als er sie davor warnte, »Waffen zu gebrauchen«?
3. Sicherheit und Bequemlichkeit sind im Leben nicht das Wichtigste. Gab es für dich Situationen, in denen du dich zwischen dem Tun des Richtigen oder der Möglichkeit entscheiden musstest, das Angenehme zu wählen?

Treue

100 GOLDMÜNZEN BELOHNUNG

Die Bürgermeister der Städte und einige andere, die im Dienst der Obrigkeit standen, waren sehr beunruhigt. Waren sie doch offensichtlich nicht in der Lage, diese Untergrundbewegung der Täufer an der Ausbreitung zu hindern. In einem Brief der Stadt Leeuwarden lautete die Beschwerde an den Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, Karl V.: »Wir könnten diese Täuferbewegung schon ausgerottet haben, wenn es da nicht diesen ehemaligen Priester namens Menno Simons gäbe, der einer der Führer in dieser Gegend ist. Er reist umher, und die Leute laufen ihm in Scharen nach.«

Die höchsten Vertreter der Obrigkeit ließen viele Täufer gefangen nehmen und foltern, um diese neue Bewegung auszulöschen. Wenn die Gefangenen mit der Obrigkeit zusammenarbeiteten, indem sie ihren Glauben widerrufen oder ihm abgeschworen und auch noch die Namen anderer Täufer preisgaben, durften sie einen »gnädigen« Tod sterben. Dies bedeutete schnelles Sterben durch Enthauptung. Waren sie nicht zur Zusammenarbeit bereit und wollten sie ihren Glauben nicht widerrufen, starben sie langsam und qualvoll auf dem Scheiterhaufen. Aber trotz aller Grausamkeit vonseiten der Obrigkeit hörte die neue Bewegung von Gläubigen nicht auf zu wachsen.

»Wir kommen so nicht weiter«, beschwerte sich der Kaiser bei seinen Beamten. »Wir müssen diesen Menno Simons fangen. Jedes Mal, wenn Sie einen Täufer zu fassen bekommen, müssen Sie sich ganz auf die Frage ›Wo hält Menno Simons sich versteckt?‹ konzentrieren!«

Die Beamten versuchten ihr Möglichstes. Nach langer qualvoller Folter gab Tjard Reynders zu, dass Menno Simons einmal bei ihm gewohnt habe und dass er sogar von ihm getauft worden sei. Seinen Glauben wollte er jedoch nicht widerrufen. Ein anderer, Sjouck Hayes aus Leeuwarden, gab am Ende zu, dass er Menno Simons auf einem Feld außerhalb von Leeuwarden habe predigen hören.

Doch damit waren die Vertreter der Obrigkeit keinen Schritt näher an einer Festnahme von Menno Simons. »Wir fangen die ganze Sache falsch an«, sagte der Kaiser. »Warum sollten die Leute uns helfen, wenn wir sie sowieso töten, sobald sie zugegeben haben, dass sie Täufer sind? Wir brauchen jemanden, der sich bestechen lässt. Bieten wir jedem, der uns hilft, die Freiheit an. Oder noch besser, wir bieten 100 Goldmünzen und die Freiheit. Wenn für den, der uns hilft, keine Gefahr besteht, sollten wir doch jemanden finden, der uns sagt, wo sich Menno Simons versteckt hält.«

Der Kaiser sandte diese Meldung an alle Städte und Gebiete, die als Aufenthalts- und Predigtorte von Menno Simons bekannt waren. Laut wurde der Steckbrief auf allen Marktplätzen verlesen.

Diese neuen Bemühungen vonseiten der Obrigkeit machten Menno das Leben sehr schwer. Er war nur noch auf der Flucht. Einmal schrieb er: »In all diesen Ländern, durch die ich komme, kann ich nirgendwo eine Hütte finden, in der meine arme Frau und unsere kleinen Kinder lange sicher wären. Früher oder später müssen wir packen und sind wieder auf der Flucht.«

Er reiste oft allein in der Nacht und schlich sich in eine Stadt hinein, predigte dort ein- oder zweimal und war schon wieder weg, ehe die Obrigkeit erfuhr, dass er da gewesen war.

Während der folgenden Jahre wurden viele Menschen von Menno getauft, und die neue Bewegung wuchs schnell. Staatsbeamte nahmen viele der neuen Christen gefangen, folterten sie und brachten sie um – aber keiner verriet den reisenden Prediger mit Namen Menno Simons.



Treue bedeutet, zu deinen Freunden zu stehen –
egal, was passiert.



*Die meisten Menschen rufen ein jeder seine Güte aus;
aber einen zuverlässigen Mann, wer wird ihn finden?*
(Sprüche 20,6)



1. Warum musste Menno Simons' Familie so oft weiterziehen?
2. Mit welchen Mitteln wollte der Kaiser Menno schließlich aufspüren? Warum erreichte er nicht sein Ziel?
3. In der Bibel bedeutet »Vertrauen beweisen« oft dasselbe, wie treu zu sein. Gott möchte, dass wir Ihm unser volles Vertrauen oder unsere ganze Treue entgegenbringen. Wie enttäuschen die Menschen Ihn oft?

Aufopfernde Liebe

DAS SCHIFF IM EIS

Menno Simons und sein Sohn Jan gingen im eisigen Winter durch die Docks des Hafens von Wismar. »Sieh mal«, sagte Jan, »da ist ein Licht im Hafen. Kein Schiff würde jetzt segeln, oder Vater?«

»Ich denke nicht«, antwortete ihm Menno Simons. Es war Dezember im Jahr 1553, und es herrschten die niedrigsten Temperaturen, die er je in Norddeutschland erlebt hatte. »Seit einer Woche ist von Wismar kein Schiff ausgelaufen.«

»Vielleicht versucht ein Schiff, in den Hafen zu kommen.«

»Wenn das so wäre, bräuchte es die Stadtwache, um die Mannschaft zu retten, jetzt bei diesem Wetter«, sagte der Prediger.

»Na ja, ich würde da schon gern mithelfen!«, grinste Jan.

Simons schüttelte seinen Kopf. »Möglich, dass es aufregend wäre, aber es ist mit Sicherheit auch gefährlich. Wir werden sehen, was morgen früh geschieht.«

Am nächsten Morgen, als Vater und Sohn noch einmal denselben Weg entlanggingen, hatte noch niemand die Menschen aus dem festgefrorenen Schiff gerettet. Nachdem sie ein paar Fragen gestellt hatten, entdeckten sie auch, warum das so war.

»Das sind die Leute von Johannes a Lasco da draußen«, grollte ein Stadtbeamter, der zwischen anderen Zuschauern auf dem vereisten Dock stand. »Die gehören zur reformierten Kirche, und Deutschland ist halb jetzt lutherisch. Kaiser Karl V. hat sie vor sieben Jahren nach England gejagt. Ha! Und weil Königin Maria jetzt entschieden hat, dass England wieder katholisch werden soll, wollen sie zurückkehren. Aber wir Lutherischen wol-

len sie nicht haben! Wir haben schon jetzt zu viel Ärger mit den Mennoniten.«

Menno Simons Gesicht verzog sich voller Grimm. Er packte seinen Sohn am Arm und eilte mit ihm die Straße hinunter.

Innerhalb einer Stunde waren etliche der leitenden Männer aus der Untergrundbewegung der Täufer in Menno's Wohnung versammelt. Jan und seine Schwestern hörten, was gesprochen wurde.

»Warum sollten wir etwas unternehmen?«, fragte ein Mann. »Was haben wir damit zu tun, dass sie auf dem Schiff festsitzen? Menno, vergiss nicht, dass Johannes a Lasco dich aus Ostfriesland verjagt hat. Er hat dafür gesorgt, dass Leute von uns dort umgebracht und misshandelt wurden. Und das, nachdem er so getan hatte, als würde er dich gut behandeln!«

»Aber jetzt brauchen sie Hilfe«, sagte Gertrud, Menno's Frau. »Wenn die Stadtwache ihnen nicht hilft, müssen wir es tun.«

»Wenn wir dorthin gehen, wird das bald jeder in der Stadt wissen, und das wird uns in große Schwierigkeiten bringen!«, widersprach ein anderer. »Außerdem ist es äußerst gefährlich da draußen auf dem Eis. Und wir haben weder die Ausbildung noch die Ausrüstung.«

»Es sind Kinder auf dem Schiff«, wandte Menno ein. »Wir sind verpflichtet, ihnen zu helfen. Ich weiß, dass a Lasco's eigene Kinder dabei sein können.«

»Ein Grund mehr, sie da draußen zu lassen«, murmelte eine wütende Stimme. »Egal, ob Katholiken, Reformierte oder Lutheraner – alle sind gegen uns. Warum sollten wir ihnen helfen?«

»Brüder und Schwestern«, beharrte Menno eindringlich, »was würde Jesus Christus tun?« Sofortiges Schweigen aller Proteste war die Folge. Wenige Minuten später waren alle bereit, Lebensmittel zum Schiff zu bringen und den Gestrandeten Schutz anzubieten.

Die Flüchtlinge der reformierten Kirche wurden gerettet und schienen dankbar zu sein. Aber in der Hoffnung, sich den Lutheranern anschließen zu können, gaben einige Flüchtlinge den

Stadtvätern eine Liste der Mennoniten, die ihnen geholfen hatten. Weniger als ein Jahr später waren alle Mennoniten aus der Stadt verjagt.



Aufopfernde Liebe bedeutet, manchmal Böses mit Gutem zu vergelten.



*Aber euch sage ich, die ihr hört: Liebt eure Feinde;
tut wohl denen, die euch hassen; segnet die, die euch fluchen;
betet für die, die euch beleidigen.*

(Lukas 6,27-28)



1. Warum kamen die Mitglieder der reformierten Kirche zurück?
2. Warum wollten die Stadtväter von Wismar nicht, dass sie in ihrer Stadt an Land gingen?
3. Manchmal, wenn man jemandem etwas Gutes tut, erntet man dafür Undank. Erzähle, wann dir so etwas geschah. Wie hast du dich gefühlt? Was möchte der Herr Jesus in Zukunft von dir? Was meinst du?



John Bunyan

DER PILGER AUF DER REISE ZUM HIMMEL

Im Jahr 1628 wurde John Bunyan in einem kleinen Dorf im Süden Englands geboren. Er war der Sohn eines Kesselflickers. So nannte man Leute, die Töpfe und Pfannen reparieren, Messer schleifen und andere kleine Metallarbeiten erledigen konnten. Das war auch Johns Beruf, doch er begann, außerdem noch zu predigen.

Als John jung war, wurde England vom Bürgerkrieg zerrissen. König Charles I. (Karl I.) wurde hingerichtet, und seinen Sohn, Charles II. (Karl II.), jagte man aus dem Land. Oliver Cromwell übernahm die Regierungsgeschäfte. Seine Herrschaft brachte das Land voran, aber als er gestorben war, kehrte Charles II. zurück, und man machte ihn zum König.

Während die Könige an der Macht waren, hatte die amtliche Kirche von England die Kontrolle über jede Art religiösen Lebens und unterstützte den jeweiligen König. Während Oliver Cromwell die Staatsgeschäfte verwaltete, war das jedoch anders. Er unterstützte die Freikirchen – die Puritaner, Baptisten, Presbyterianer und die Quäker. Als Charles II. König wurde, waren ihm all diese freikirchlichen Gemeinden ein Dorn im Auge. Er fürchtete, sie könnten ihm gegenüber nicht loyal sein.

Genau in diesen freikirchlichen Gemeinden predigte John Bunyan. Als er aufgefordert wurde, nicht mehr zu predigen, weigerte er sich, dem Gesetz des Königs zu gehorchen. Er sagte, er müsse Gott mehr gehorchen.

1658 verstarb John Bunyans erste Frau und ließ John mit vier kleinen Kindern zurück. In diesem Jahr starb auch Oliver Cromwell. John fühlte sich sehr einsam und benötigte Hilfe, seine klei-

nen Kinder zu versorgen. Mary, die Älteste, war erst acht Jahre alt und blind. Es dauerte nicht lange, bis John wieder heiratete. Elizabeth, seine zweite Frau, wurde eine liebevolle Ehefrau und Mutter, indem sie ihm noch zwei weitere Kinder gebar.

Das Gefängnis, in das man John Bunyan 1661 brachte, war vom Haus der Bunyans nicht weit entfernt. Man musste dorthin nur die Straße hinuntergehen. Jeden Tag brachte ihm Mary, seine blinde Tochter, einen Topf mit Suppe.

Bunyan war fast zwölf Jahre im Gefängnis, aber er nutzte diese Zeit. Er schrieb viele Artikel und einige Bücher. Sein bekanntestes Buch ist *Die Pilgerreise*, eine Geschichte, die von einem jungen Mann erzählt, der auf der Reise zum Himmel ist. 1672 wurde John aus dem Gefängnis entlassen und nahm seinen Dienst als Prediger wieder auf.

Er starb 1688 in London an einer Lungenentzündung. Die Krankheit hatte er sich wahrscheinlich bei einem scharfen Ritt durch eiskalten Platzregen geholt, als er einen Streit zwischen einem Vater und dessen Sohn schlichten wollte.

Mut

DIE MÖGLICHKEIT ZUR FLUCHT AUSSCHLAGEN

John Bunyan klappte seinen Mantelkragen hoch, um sich vor dem scharfen Herbstwind zu schützen. Er stieg gerade den Hügel zu einem wohlbekanntem Gutshof hinauf, nicht weit von Harlington entfernt. Diesen etwa 21 Kilometer langen Marsch von seinem Haus in Bedford unternahm er gern, um diese glaubensfrohen Christen zu treffen, die sich dort oft unter den Bäumen einfanden, um seine Predigt zu hören.

An diesem 12. November war es allerdings zu kalt, um sich im Freien zu treffen, und so waren alle im warmen Gutshaus versammelt.

John ging hinein und lächelte sie alle fröhlich an, aber seine alten Freunde grüßten ihn nicht mit der sonst üblichen Herzlichkeit. Im Gegenteil, man wandte sich ab und tuschelte miteinander.

Schließlich nahm einer der Bauern Bunyan beiseite und sagte: »John, wir haben gehört, dass es einen Haftbefehl gegen dich gibt. Aber all diese einfachen Menschen mögen dich, und so hat unser Polizist eigentlich Wichtigeres zu tun, als dich zu verhaften. Um genau zu sein, erzählte er mir, dass er erst in einer Stunde hier sein würde. Du hast also genug Zeit, um dich aus dem Staub zu machen.«

»Aus dem Staub machen?«, erwiderte Bunyan. »Warum sollte ich das tun? Ich habe nichts Unrechtes getan. Wir planen hier auch keine Revolution.« Dann erhob Bunyan seine Stimme, sodass alle im Raum ihn gut hören konnten. »Meine Lieben, lasst den Kopf nicht hängen. Wir brauchen uns nicht zu schämen, weil wir uns hier treffen, um zum Gottesdienst zusammenzukommen. Und was

mich angeht: Gottes Wort zu predigen, ist eine gute Arbeit. Eines Tages werde ich dafür belohnt werden, warum sollte es mir also etwas ausmachen, jetzt ein wenig zu leiden?«

Ein paar Minuten blieben noch bis zum offiziellen Beginn des Treffens. Bunyan ging nach draußen, um zu beten, während er in der Abendsonne unter den hohen Ulmen entlangschlenderte. Er hatte gewusst, dass dieser Tag einmal kommen würde. Vor nicht allzu langer Zeit hatte das britische Parlament ein Gesetz verabschiedet, das nur ordinierten Pfarrern der Staatskirche das Predigen erlaubte. John war kein Mitglied der offiziellen Kirche von England, und daher wusste er, dass er eines Tages verhaftet werden würde, wenn er nicht aufhörte zu predigen. Heute konnte dieser Tag sein. Er konnte davonlaufen, aber wenn er das aus Angst tat, was würde aus den neuen Gläubigen werden? Sie würden die Hoffnung aufgeben – und ihr Vertrauen. Nein! Er würde weitermachen.

Im Haus waren nun alle vollzählig erschienen und warteten auf den Gottesdienst. John fing an.

Wenige Minuten später schlüpfen noch zwei weitere Personen ins Zimmer und blieben hinten stehen. Es waren der Ortpolizist und sein Mitarbeiter. Sie beobachteten die Vorgänge und sahen, dass diese Menschen keine Waffen trugen. Sie schimpften nicht auf die Obrigkeit und planten auch keine Revolution. Der Polizist erkannte keinen Grund, warum er diesen Kesselflicker verhaften sollte, nur weil er predigte. Andererseits hatte er seine Befehle, und so ging er nach vorn und tat seine Arbeit. Die Leute waren sehr beunruhigt, als Bunyan verhaftet wurde.

»Macht euch keine Sorgen, liebe Leute«, sagte Bunyan. »Wir wollen Gott danken, dass wir nicht verhaftet werden, weil wir etwas verbochen haben. Im Gegenteil, wir leiden als Christen, weil wir das Richtige tun. Es ist besser, selbst zu leiden, als anderen Leid zuzufügen.«

Dann nahm der Polizist Bunyan mit zum Gefängnis, wo er die nächsten Jahre verbringen musste. In Bedford saß er fast zwölf Jahre ein.



Du brauchst Mut, um das Richtige zu tun,
auch wenn du dafür leiden musst.



Wacht, steht fest im Glauben; seid mannhaft, seid stark!
(1. Korinther 16,13)



1. Warum nutzte John Bunyan die Möglichkeit zur Flucht nicht, als er sie hatte?
2. Was wäre möglicherweise aus denen geworden, die noch jung und schwach im Glauben waren, wenn Bunyan geflohen wäre?
3. Warum ist Mut für uns heute so wichtig? Überlege, wann du vielleicht Mut brauchen wirst.

Vertrauen

MARY IN JESU HAND ZURÜCKLASSEN

Sie können jederzeit herauskommen«, sagte Paul Cobb zu John Bunyan. Die beiden saßen in Bunyans Gefängniszelle in seiner Heimatstadt Bedford. Paul Cobb war eine Art Schlichter, der John Bunyan zum Einlenken bewegen sollte. »Sie müssen gar nichts weiter tun, als nur zu versprechen, dass Sie nicht mehr predigen werden. Wir wissen, dass Sie kein Revolutionär sind, aber der König ist ... nun, er möchte kein Risiko eingehen.«

John stand auf, ging bis zur Tür seiner Zelle und schaute durch die Stäbe nach draußen. Er hatte niemals vermutet, dass er länger als ein paar Tage hinter Gittern sein müsste. Aber aus den Tagen wurden Wochen und aus den Wochen Monate. Wie viel schlimmer konnte es noch werden?

In letzter Zeit hatte er immer schlechter schlafen können, weil Alpträume ihn plagten. In seinen Träumen sah er die Galgen vor der Stadt, an denen manchmal Verbrecher hingerichtet wurden. Er stellte sich vor, wie sein Körper dort hing, im Regen baumelnd. Solche Alpträume waren entsetzlich, er wachte oft schweißgebadet auf und betete um den Mut, an seinem Vertrauen auf Gott festzuhalten.

Langsam gab Gott ihm diesen Mut, und die Alpträume hörten auf. Er sorgte sich nicht länger um sein eigenes Leben. »Nein«, antwortete Bunyan dem wartenden Paul Cobb. »Ich kann ein solches Versprechen nicht geben. Die Heilige Schrift lehrt uns, dass wir Gott mehr gehorchen müssen als den Menschen, und Gott hat uns die klare Anweisung gegeben, das Evangelium zu predigen. Ich könnte niemals versprechen, damit aufzuhören – nicht einmal, um aus diesem dunklen Loch herauszukommen.«

Als Cobb gegangen war, kam noch ein Besucher zu Bunyan. Es war seine älteste Tochter Mary. Sie kam fast jeden Tag, um ihrem Vater einen Topf Suppe zu bringen, und ihre Besuche erfüllten ihn jedes Mal mit großer Freude. Aber in der letzten Zeit hatte er sich Sorgen um das Mädchen gemacht. Sie war ungefähr elf Jahre alt und seit ihrer Geburt blind. Und dennoch hatte sie gelernt, voller Mut durch die Straßen von Bedford zu gehen. Jetzt hatte sie keine Schwierigkeit mehr, den Topf mit Suppe vom Haus der Bunyans ein paar Hundert Meter weiter zu ihrem Vater ins Gefängnis zu bringen.

›Was wird aus ihr werden?‹, sorgte sich Bunyan. ›Sie braucht besondere Hilfen und Schutz.‹ Er dachte an die gemeinen Kinder im Dorf, die sich einen Spaß daraus machen würden, sie wegen ihrer Blindheit zu verspotten und sie in die Irre zu führen. Er sorgte sich um ihre Zukunft. Wie konnte sie ihr Leben als Erwachsene allein bewältigen? ›Was ist, wenn sie betteln muss, um Essen zu haben, oder wenn sie geschlagen wird oder irgendwo in der Kälte haust? Wer wird für sie sorgen, wenn ich im Gefängnis bin oder wenn ich sterbe?‹

Er liebte sie so sehr, dass er Mühe hatte, die Tränen zurückzuhalten, bis sie gegangen war. »Ach Herr, ich Sorge mich nicht um mich«, rief er Gott an und fiel auf dem Steinboden auf die Knie. »Was soll ich nur für meine Familie tun? Soll ich das riskieren, dass ihr Leben noch schwerer wird? Was wird aus meiner blinden Tochter? Es scheint zu viel.«

Dann kam ihm die Begebenheit in den Sinn, in der Jesus Christus die kleinen Kinder auf seine Knie setzte und sagte: »Lasst die Kinder und wehrt ihnen nicht, zu mir zu kommen, denn solcher ist das Reich der Himmel« (Matthäus 19,14).

Endlich kehrte Frieden in sein Herz ein. Er würde darauf vertrauen, dass sich der Herr Jesus um seine liebe Mary kümmerte, auch wenn er selbst es nicht mehr konnte. Und der Herr bewahrte Mary in der Zeit, in der sie den Topf mit Suppe ihrem Vater im Gefängnis brachte.



Vertrauen auf den Herrn Jesus bedeutet, sicher zu sein,
dass Er alle Seine Versprechungen halten wird.



*Euer Herz werde nicht bestürzt.
Ihr glaubt an Gott, glaubt auch an mich!*
(Johannes 14,1)



1. Warum wollte John Bunyan nicht versprechen, mit dem Predigen aufzuhören?
2. Solange Bunyan im Gefängnis war, konnte er seine blinde Tochter und seine Familie nicht beschützen und für sie sorgen. Worum sorgte er sich? Was tat er?
3. Was sollten wir tun, wenn wir uns um etwas, wofür wir verantwortlich sind, nicht mehr kümmern können?

Einfallsreichtum

DER GEFÄNGNISPREDIGER

Im Gefängnis gab es für einen Kesselflicker wie John Bunyan nicht allzu viele Pfannen und Töpfe zu reparieren. Und der Gefängnis-aufseher wollte natürlich einem Gefangenen nicht erlauben, Messer zu schleifen oder gar anzufertigen. Was also sollte ein Kesselflicker wie John Bunyan mit seiner Zeit anfangen?

»Wissen Sie, es gibt einen ziemlich großen Bedarf an Kordeln bei den Schneidern«, erzählte ein Besucher Bunyan eines Tages. »All die feinen Schneider-Ateliers in London brauchen sie. Wenn sie mir einige gute, haltbare Kordeln anfertigen würden, könnte ich diese für Sie verkaufen. Es würde nicht allzu viel einbringen, aber es könnte helfen, Ihre Familie zu unterstützen.«

John war begeistert. Er war sehr geschickt in seinem Handwerk. Endlich gab es etwas zu tun, was seine Geschicklichkeit forderte.

Er bekam eine Werkbank und stellte sie in eine Ecke des Gemeinschaftsraumes. Dann bat er den Direktor um die Erlaubnis, etwas dünne Kordel und kleine Messingstücke zu bestellen. Er schnitt die Kordel auf die richtige Länge zu und drückte an jedem Ende mit einer Zange jeweils ein Messingstückchen fest, damit das Ende sich nicht auflösen konnte.

Immer wieder tat er dieselben Handgriffe, bis er Berge von Kordeln hatte. Diese bündelte er und verkaufte sie für ein paar Pennys, die seine Familie bekam. Diese Arbeit gab ihm die Möglichkeit, seine Fingerfertigkeit sogar im Gefängnis zu gebrauchen.

Aber was war mit seiner Gabe zu predigen?

Manchmal predigte er vor den anderen Gefangenen, und manchmal stand er an seinem Gitterfenster und predigte den Men-

schen auf der Straße. Aber Gott hatte ihn aufgerufen, das Evangelium allen Menschen weiterzusagen. Er musste sich etwas Besseres ausdenken.

Der Apostel Paulus hatte im Gefängnis Briefe geschrieben – warum sollte er etwas Ähnliches nicht auch tun können? Nun begann John Bunyan, Predigten niederzuschreiben, und sandte sie nach draußen, um sie drucken zu lassen. In einer der ersten erklärte er, warum er im Gefängnis war. In einer anderen erzählte er vom Himmel, und in wieder einer anderen schrieb er über die Hölle. Während er schrieb, hatte er die Idee zu einer Geschichte, die Jung und Alt gleichermaßen interessieren würde. Vielleicht hat er seine Geschichten sozusagen als Test zuerst seinen Kindern erzählt, wenn sie ihn besuchten. *Die Pilgerreise*, wie seine bekannteste Erzählung genannt wurde, war nach der Bibel das am meisten gelesene Buch. Menschen im ganzen englischen Sprachraum und darüber hinaus lasen es, und auch heute noch findet es begeisterte Leser.

Bunyans Geschichte erzählt davon, wie ein Mensch Christ wird, von den Kämpfen, den Zweifeln, den Ängsten und anderen Problemen, die er durchstehen muss, sowie von der Belohnung im Himmel. Aber Bunyan handelte diese Themen nicht ab wie in einer Predigt. Er probierte etwas Neues aus. Er stellte sich vor, dass dies die Fahrt eines jungen Reisenden durch ein gefährliches Land war. Der junge Reisende musste Drachen bezwingen, vor Riesen fliehen und aus Sümpfen flüchten. Auf seinem Weg machte er Bekanntschaft mit verlässlichen Gefährten und mit feigen Betrügern, aber er wurde immer bewahrt, wenn er auf die Waffenrüstung Gottes vertraute. Die spannende Reise endet, als der Pilger endlich die himmlische Stadt erreicht. Die abenteuerliche Geschichte erfreut sich noch heute großer Beliebtheit.

Als er den Einfallsreichtum, den Gott ihm geschenkt hatte, gebrauchte, ließ John Bunyan seinen Aufenthalt im Gefängnis zu einer nutzbringenden Zeit werden. Er war nicht nur in der Lage, seine Familie zu unterstützen, sondern er verrichtete so auch den Dienst, den Gott ihm gegeben hatte: Er predigte das Evangelium!



Einfallsreichtum bedeutet, die Fähigkeiten,
die Gott uns geschenkt hat, so zu gebrauchen,
dass wir den Dienst, den Er uns aufträgt, auch tun.

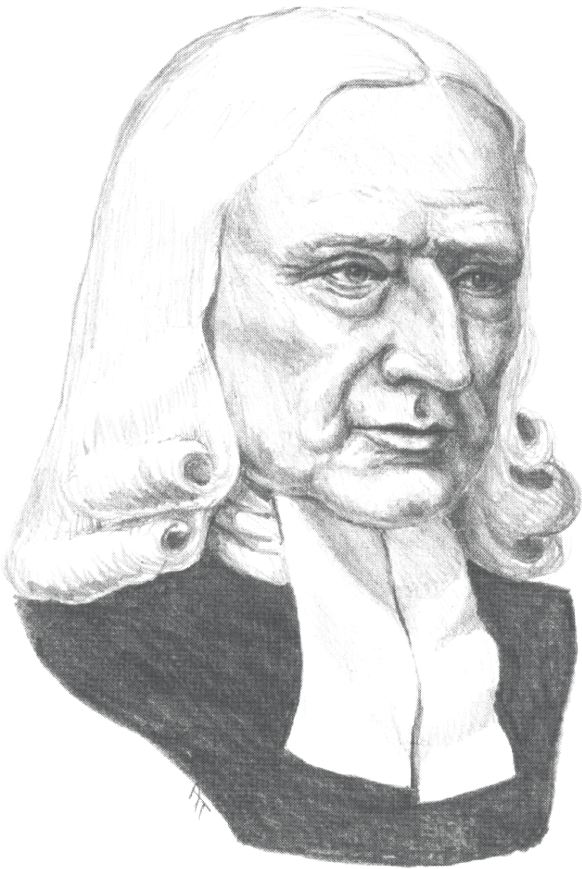


*Ich bin allen alles geworden,
damit ich auf alle Weise einige errette.*

(1. Korinther 9,22b)



1. Warum fertigte John Bunyan im Gefängnis Kordeln an?
Warum begann er, Bücher zu schreiben?
2. In welcher Weise gebrauchte John seine von Gott gegebenen Fähigkeiten beim Fertigen von Kordeln und Bücherschreiben?
3. Nenne zwei Dinge, die du gut kannst. Kannst du dir eine neue, fantasievolle Weise vorstellen, wie du diese Fähigkeiten einmal für Gott einsetzen könntest? Erzähle, was du dir überlegt hast.



John Wesley

DER BEGRÜNDER DES METHODISMUS

John Wesley war das fünfzehnte Kind von Samuel und Susanna Wesley und wurde im Jahr 1703 in Epworth in England geboren. Charles, ein Bruder von John, war vier Jahre jünger. Diese beiden veränderten die Welt auf eine Weise, die noch heute zu spüren ist.

An der Universität von Oxford sammelte sich um John und Charles eine Gruppe von Studenten, die mit ihnen gemeinsam die Bibel studieren und zu Gottesdiensten zusammenkommen wollten. Sie waren sehr sorgfältig, was ihre »religiösen Pflichten« anging. Die jungen Männer besuchten außerdem Strafgefangene und bezahlten deren Schulden, um ihre Freilassung zu erwirken. »Der Heilige Klub«, wie die Gruppe spöttisch von den anderen Studenten genannt wurde, war der Anfang einer Bewegung, die später unter dem Namen »Methodismus« bekannt wurde.

Als ordiniertes Pfarrer reiste John von Dorf zu Dorf und wandte sich in seinen Predigten mit seinen hohen Anforderungen an Menschen, von denen er glaubte, sie seien bereits Christen. 1735 dachte John, seine Bestimmung sei es, den neuen Siedlern und den Indianern in Nordamerika das Evangelium zu predigen. Charles reiste mit ihm. Doch schon nach nicht allzu langer Zeit kehrten die beiden mit verschiedenen Schiffen nach England zurück. Sie hatten den Eindruck, dass die Reise nach Amerika ein Fehlschlag gewesen war.

John kämpfte mit dem Problem, dass seine strenge religiöse Lebensweise ihm nicht die Gewissheit der Erlösung geben konnte, die er so dringend suchte. Am 24. Mai 1738 besuchte er einen Vortrag, bei dem jemand Luthers »Vorrede zum Römerbrief« vorlas, in

dem die Veränderung beschrieben wird, die Gott im Herzen eines Menschen durch den Glauben an Christus bewirkt. Während er zuhörte, wurde John das Herz warm: »Ich fühlte, dass ich Christus vertraute, ganz allein der Erlösung durch Jesus Christus.«

Von diesem Zeitpunkt an reiste John Wesley kreuz und quer durch England, Schottland und Wales und verkündigte ein Evangelium des Glaubens. Er gründete viele methodistische Gemeinschaften, um die Christen zu ermutigen. Sein Bruder Charles schrieb Hunderte von Liedern, was zum Spitznamen der Methodisten beitrug: Man nannte sie »die singenden Christen«.

Die Wesleys hatten nie beabsichtigt, eine neue Kirche zu gründen, aber sie wurden davon abgehalten, in der offiziellen Kirche von England zu predigen. Also verkündigten sie überall und jedem das Evangelium. Wenn jemand wissen wollte, in welcher Gemeinde er predige, pflegte John zu antworten: »Die Welt ist meine Kanzel.« Und so war es auch bis zu seinem Tod im Alter von fast 88 Jahren im Jahr 1791.

Disziplin

»DER HEILIGE KLUB«

John Wesley war entmutigt. Er war an der Universität von Oxford als Pfarrer ordiniert worden und predigte nun schon seit zwei Jahren in dem kleinen Dorf Wroote. Warum schienen alle Leute den christlichen Glauben so langweilig zu finden? Sie waren doch alle Christen, oder etwa nicht? Jedenfalls kamen sie jeden Sonntag in die Kirche. Aber er hatte das Gefühl, gegen eine Wand zu predigen.

John war froh, als er nach Oxford zurückgerufen wurde, um dort zu lehren. Vielleicht war er ja doch kein begnadeter Gemeindepfarrer. Außerdem würde es schön sein, Charles zu sehen, seinen jüngeren Bruder, der immer noch in Oxford studierte.

»John«, sagte Charles bei seiner Rückkehr, »da gibt es einige Leute, die du kennenlernen solltest. Wir treffen uns seit einiger Zeit sonntagabends, um in der Bibel zu lesen und zu beten.«

Neugierig geworden, begleitete John seinen Bruder zum nächsten Treffen. Die kleine Gruppe diskutierte gerade die »geistlichen Übungen«, die nach ihrer Einschätzung wichtig waren, um ein gottgeweihtes Leben zu führen: um 4.00 Uhr morgens aufstehen, um persönlich die Bibel zu studieren und zu beten, Gruppentreffen zum gemeinsamen Bibelstudium und Austausch, Teilnahme am Abendmahl jede Woche, regelmäßiges Fasten und andere Vorschriften. Außerdem stimmten alle Gruppenmitglieder darin überein, dass der Dienst am Nächsten eine religiöse Pflicht sei. Sie beschlossen, für sich selbst nur sehr wenig Geld auszugeben. Der Rest sollte zur Begleichung der Schuld von Strafgefangenen und zum Kauf von Lebensmitteln und Kleidung für Arme verwendet werden.

»Das ist genau die Art von Gruppe, die mir gefällt!«, dachte John. Er war in einem christlichen, aber sehr armen Elternhaus groß geworden. Daher war er es gewöhnt, seinen Tagesablauf rund um das Bibellesen und Beten zu planen. Materiellen Luxus kannte er ebenfalls nicht. Eigentlich war er sicher, dass einfache Kost aus Brot, Gemüse und Wasser den Körper am besten gesund erhielt. Da er einige Jahre älter als die anderen und auch schon als Pfarrer ordiniert war, wurde er bald als Führer der Gruppe anerkannt.

Einige der anderen Studenten in Oxford lachten. »Ein Haufen von Bibel-Fanatikern!«, spotteten sie. »Reden immer nur über die Bibel!«

»Eine Gruppe von *Methodisten* meinst du«, sagte ein anderer. »Sie haben eine Methode zu studieren, eine Methode zu essen, eine Methode für Frömmigkeit, eine Methode für Mildtätigkeit ... was kommt als Nächstes?«

»Das ist »der Heilige Klub«, witzelte ein anderer. Und der Name war da.

Einige der Professoren und Angestellten der Universität waren der Auffassung, dass »der Heilige Klub« sich ein wenig zu sehr für die Frömmigkeit begeisterte. Sie überlegten, wie man das Ganze stoppen könnte. Aber John und Charles Wesley, George Whitefield und die anderen waren nicht zu stoppen.

Jahre später sollte John Wesley erkennen, dass die geistlichen Übungen, die ihm so wichtig schienen, *für sich allein* nicht der Weg zur Erlösung waren. Nur das Ja zum Geschenk der Erlösung von den Sünden durch den Tod Jesu Christi am Kreuz konnte das bewirken. Aber hier im »Heiligen Klub« begann die Bewegung, die später unter dem Namen »Methodismus« bekannt wurde.



Disziplin ist die Fähigkeit, nach bestimmten Regeln und innerhalb gesetzter Grenzen zu leben, um körperlich, geistig oder geistlich zu wachsen.



Niemand verachte deine Jugend, sondern sei ein Vorbild der Gläubigen in Wort, in Wandel, in Liebe, in Glauben, in Keuschheit. Bis ich komme, halte an mit dem Vorlesen, mit dem Ermahnen, mit dem Lehren.

(1. Timotheus 4,12-13)



1. Was waren einige der geistlichen »Übungen«, die dem »Heiligen Klub« so wichtig waren?
2. Warum wollten deiner Meinung nach die Verantwortlichen der Universität die Aktivitäten der Gruppe unterbinden?
3. Welche geistlichen Grundsätze oder Werte könnten in deinem Leben oder dem deiner Familienangehörigen eine Hilfe sein? Warum?

Kühnheit

FAULE EIER UND KÜHNE WORTE

John Wesley wickelte ein faules Ei aus, das an seinem Ohr vorbeiflog, und fuhr mit seiner Predigt fort. »Gottes Geschenk der Erlösung gilt für beide gleichermaßen, für Reiche und Arme!« Obwohl John Wesley nur 1,60 Meter groß war, donnerte seine Stimme weit über die Menschenmenge, die sich auf dem Marktplatz versammelt hatte.

»Ach ja?«, pöbelte ihn ein bulliger Mann in Arbeitskleidung an. »Und woher kriegen wir unseren ›Sonntags-Staat?‹ Kirche ist nur etwas für Bonzen!«

Ein Chor wütender Stimmen schrie zustimmend. Noch einige Eier und eine verschimmelte Tomate flogen in Wesleys Richtung. Der kleine Prediger schien nicht beunruhigt – aber er spürte durchaus die Ironie dieser Szene.

Zuerst wollte die Kirche von England ihn nicht predigen lassen, weil er von der Erlösung allein durch Glauben und nicht durch Kirchentraditionen und gute Werke sprach. Also entschloss sich Wesley, im Freien zu Menschen zu predigen, die gewöhnlich nicht in die Kirche gingen – auf einem Feld, am Stadttor oder auf dem Marktplatz. Aber wenn er zu den einfachen Menschen sprach, entwickelte sich manchmal ein Aufruhr. Was sie von der Staatsreligion kannten, hatte nichts zu tun mit ihrem Leben in Hunger, Elend und zermürbender Arbeit.

»Aber das ist die Gute Nachricht!«, fuhr Wesley fort. »Jesus Christus starb für alle Menschen. Gott liebt euch!«

»Liebt uns!«, kreischte eine alte Frau. »Na klar tut Er das! Vielleicht hat mich deswegen auch mein Alter sitzen gelassen mit den sechs kleinen Bälgern.«

Wesley versuchte, den Menschen zu sagen, dass Gott ihre Probleme kannte und dass Er ihnen in Zeiten der Not Kraft geben würde. Aber jetzt schob und drückte der aufgebrachte Haufen nur nach vorn. Steine flogen, und Stöcke schwangen über den Köpfen.

Als er sah, dass weiteres Reden nichts nützen würde, sprang der kleine Prediger von der Kiste, auf der er gestanden hatte. Er ging direkt auf den Mann zu, der offenbar der Anführer war. Er nahm den Mann an der Hand und rief ihm ins Ohr. »Kommen Sie mit zu mir, guter Mann. Dort können wir weiterreden.«

Überrascht von der freundlichen Art Wesleys, wurde der Mann gleich zum Beschützer. Er stellte sich schützend vor den Prediger, als dieser zu seiner Unterkunft ging. Als der Mann wieder auf die Straße trat, teilte er den Leuten barsch mit, dass derjenige, der den Prediger noch einmal störte, es mit ihm zu tun bekommen würde.

Hatte Wesley den Mann bedroht? Nein – er hatte nach seiner Familie und nach seinen Sorgen gefragt und wieder einmal erklärt, dass Gottes Geschenk der Erlösung und der Vergebung auch für ihn ganz persönlich galt. Und ehe Wesley die kleine Stadt verließ, gründete er eine »Methodisten-Gemeinschaft«. Um die Menschen zu ermutigen und all diejenigen zu lehren, die an der »Erlösung durch Glauben« interessiert waren.

Wenn die Zeit gekommen war weiterzuziehen, bestieg Wesley sein treues Pferd und machte sich auf den Weg zur nächsten Stadt. Dann öffnete er ein Buch, das er auf dem Weg las – bis er ankam und der nächsten aufgebrachten Menschenmenge gegenüberstand.



Kühnheit bedeutet, voller Vertrauen für Gottes Sache einzutreten, auch wenn andere das verhindern wollen und »faule Eier fliegen«!



Seid jederzeit bereit zur Verantwortung gegen jeden, der Rechenschaft von euch fordert über die Hoffnung, die in euch ist, aber mit Sanftmut und Furcht; indem ihr ein gutes Gewissen habt, damit, worin sie gegen euch als Übeltäter reden, die zuschanden werden, die euren guten Wandel in Christus verleumden.

(1. Petrus 3,15b-16)



1. Warum waren viele sowohl von den Reichen als auch von den Armen gegen John Wesleys Predigt?
2. Wie behielt John Wesley dem wilden Mob gegenüber die Oberhand?
3. Der oben stehende Bibelvers fordert uns auf, kühn zu sein (»seid jederzeit bereit zur Verantwortung gegen jeden«). Welche Art von Kühnheit ist hier gemeint? Betet, wenn möglich, als Familie zusammen und bittet um eine Kühnheit, die den Menschen in Sanftmut und Respekt begegnet.

Freigebigkeit

DIE ZÄHMUNG DES GELDUNGEHEUERS

Stell dir vor, du wärest ein Zeitungsjournalist, der John Wesley, den reisenden Methodistenprediger, interviewt. Du möchtest erfahren, wie er über ein sehr modernes Thema denkt ... über Geld.

Journalist: Herr Wesley, wenn Sie in der heutigen Zeit predigen würden, was würden Sie den Christen zum Thema Geld sagen?

John Wesley: Zuerst würde ich ihnen sagen: »Verdient, so viel ihr könnt!«

Journalist: Wie bitte? Ich hätte erwartet, von Ihnen zu hören, dass das Geld die Wurzel vieler Übel ist, zum Beispiel von Neid, Diebstahl und Glücksspiel.

John Wesley: Die *Liebe* zum Geld ist die Wurzel alles Bösen – nicht das Geld selbst. Aber oft ist es schwer, zwischen dem Geld und der Geldliebe zu unterscheiden. Deshalb habe ich drei Grundsätze zu diesem Thema.

Journalist: In Ordnung, und der erste lautet: »Es geht darum, so viel wie möglich zu verdienen.«

John Wesley: Ja. Aber das Wichtige daran ist, wie wir zu unserem Geld kommen. Wir sollten Geld nicht mit Mitteln verdienen, die unserem Körper schaden – zum Beispiel mit Berufen, die ungesund sind oder die uns davon abhalten, uns richtig zu ernähren, und so weiter.

Journalist: Wie beispielsweise durch das Einatmen von Pestiziden oder dadurch, dass wir wie besessen arbeiten, ohne Pausen.

John Wesley: Ganz genau. Außerdem sollten wir Geld nicht mit etwas verdienen, was unserem Geist oder unserer Seele schaden

könnte – sündige Dinge und alles, was gegen Gottes Gebote oder die Gesetze unseres Landes verstößt.

Journalist: Das stimmt! Sie haben gegen die Sklaverei gepredigt, denn obwohl diese damals legal war, verstieß sie doch gegen Gottes Gebot, seinen Nächsten so zu lieben wie sich selbst.

John Wesley: Da ist noch ein weiterer Gesichtspunkt. Wir können so viel verdienen, wie wir bekommen können, *ohne unseren Nächsten zu verletzen* – das gilt für seinen Körper und auch für seine Seele.

Journalist: Ich verstehe. Das schließt schon eine ganze Reihe von Dingen aus – zum Beispiel Geschäfte auf Kosten von Armen oder das Drehen von Horror- und Gewaltfilmen oder Drogenhandel usw.

John Wesley: Es bleiben noch eine Menge Dinge übrig, die wir tun können, mit harter Arbeit und gesundem Menschenverstand.

Journalist: Nun, »verdiene, so viel du kannst« war der erste Grundsatz. Wie lautet denn der zweite?

John Wesley: Der zweite lautet: »Spare, so viel du kannst!«

Journalist: Sie meinen, zum Beispiel mit einem Sparbuch?

John Wesley: Nicht ganz. Ich meine damit, das Geld nicht für unnötige Dinge zu verschwenden. Plane so, dass du etwas übrig behältst, wenn du deine Familie mit dem Lebensnotwendigen versorgt hast.

Journalist: Die meisten Leute denken, man sollte »so viel verdienen, wie man kann«, damit es möglich ist, »so viel auszugeben, wie man kann«.

John Wesley: Oh, aber für einen Christen gibt es einen Unterschied. Der Christ möchte »so viel verdienen, wie er kann« und »so viel sparen, wie er kann«, damit er in der Lage ist, »*so viel zu geben, wie er kann*«.

Journalist: Ich wusste, da würde ein Haken dran sein.

John Wesley: Denke daran: Alles, was wir haben, gehört Gott. Nachdem wir für unsere Familie gesorgt haben, werden wir er-

mutigt, »allen Menschen Gutes zu tun, vor allem denen, die zur Familie Gottes gehören«.

Journalist: Wow! Das ist wirklich sinnvoll! Jetzt verstehe ich eine Sache, die ich über Sie gelesen habe. Als Sie ein junger Mann waren, verdienten Sie 30 Pfund (englisches Geld); Sie brauchten 28 Pfund zum Leben und hatten 2 Pfund zu verschenken. Im nächsten Jahr verdoppelte sich Ihr Verdienst auf 60 Pfund, aber Sie lebten immer noch von 28 Pfund und konnten so 32 Pfund für andere Dinge einsetzen. Und als Sie 120 Pfund verdienten, lebten Sie immer noch von 28 Pfund und verschenkten die übrigen 92 Pfund!

John Wesley (lachend): Ich nenne es »Ökonomie des Himmelsreichs«!



Freigebigkeit gegenüber anderen bedeutet ganz einfach, Gott das zur Verfügung zu stellen, was Ihm sowieso gehört.

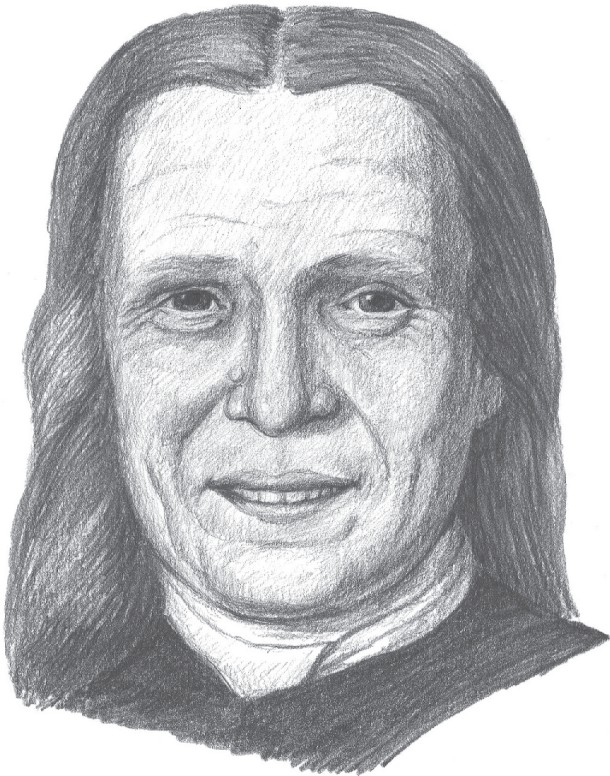


*... sodass ihr in allem reich werdet zu aller Freigebigkeit,
die durch uns Gott gegenüber Dank bewirkt.*

(2. Korinther 9,11)



1. Wie lauteten John Wesleys drei Grundsätze zum Thema Geld?
2. Wie verwirklichte er sie in seinem eigenen Leben?
3. Wie können wir diese Grundsätze umsetzen?



David Zeisberger

FREUND UND MISSIONAR FÜR AMERIKAS UREINWOHNER

David Zeisberger war erst fünf Jahre alt, als seine Eltern aus Mähren flüchteten, wo sie ihres Glaubens wegen verfolgt wurden. Sie schlossen sich einer Gruppe von Christen an, die in Deutschland auf dem Land des Grafen Nikolaus Ludwig von Zinzendorf Zuflucht und Hilfe gefunden hatten. Als die Gemeinschaft wuchs, sandten sie Missionare aus, um das Evangelium in der ganzen Welt zu verbreiten.

Im Alter von 15 Jahren kam David wieder zu seinen Eltern, die in die Kolonie Georgia – in der »Neuen Welt« (Amerika) – gereist waren. David genoss das Leben der ersten Siedler. Er hatte ein sehr großes Talent, Sprachen zu lernen, und es bot sich ihm die Chance, nach Europa zurückzukehren und dort eine gute Bildung zu erhalten. Aber er zog es vor zu bleiben, denn es war sein Wunsch, »an Christus zu bleiben und Ihm in diesem Land zu dienen«.

Das 18. Jahrhundert war eine Zeit des Umbruchs in Nordamerika. England und Frankreich führten Krieg um Land und wollten dabei die vielen Indianerstämme jeweils auf ihre Seite ziehen. Später führten die Amerikaner den Unabhängigkeitskrieg gegen Großbritannien, und schließlich wurden die Vereinigten Staaten gegründet. Aber David Zeisberger gewann den Respekt der Indianer, weil er ehrlich war und sie nicht betrog oder belog, wie es andere Weiße taten. Er lebte bei ihnen, lernte ihre Sprachen und wurde ihr Helfer und Freund. Als etliche von den Indianern Christen wurden, gründeten sie Dörfer der »Mährischen Indianer«.

Die Missionare aus Mähren und diese christlichen Indianer wurden alle wegen ihrer friedfertigen, blühenden Dörfer bewundert, und sie wurden gehasst, weil sie es ablehnten, im Streit zwischen Indianern und Weißen Partei zu ergreifen. Zweimal wurde David Zeisberger von den Briten gefangen genommen, die der Meinung waren, er müsse ein französischer Spion sein. Immer wieder wurden die kleinen Gruppen christlicher Indianer vertrieben, sodass sie von Ort zu Ort zogen. Sie waren Opfer entsetzlicher Massaker – einmal vonseiten feindlicher Indianer und dann durch die Hände zorniger weißer Siedler.

Aber die mährische Mission blieb bestehen, und an Orten, wo andere versagten, hatte sie Erfolg, weil sie nur das Evangelium von Jesus Christus verkündigte und nicht die Interessen irgendeiner weltlichen Macht vertrat. David Zeisberger starb 1808 im Alter von 87 Jahren und ist in Goshen im US-Bundesstaat Ohio begraben.

Ehrlichkeit

DIE GOLDENE MÜNZE

Der junge David Zeisberger schob seine Hände in die Jackentaschen und ging schneller, um sich warm zu halten. Heimweh nach seinen Eltern – David und Rosina Zeisberger – stieg in ihm auf. Sie waren in die »Neue Welt« ausgewandert, letztes Jahr, als er fünfzehn geworden war. Sie wollten dort in Georgia helfen, eine neue Kolonie aufzubauen. Dort konnten verfolgte Menschen wie sie selbst – die Böhmisches Brüder – Zuflucht und Sicherheit finden, nachdem sie vorübergehend in Mähren und dann bei Graf Zinzendorf untergekommen waren. Aber David war in den Niederlanden zurückgeblieben, um seine Ausbildung bei den Lehrern der Böhmisches Brüder zu beenden.

›Nun ja, es sind ja nur ein paar Jahre«, dachte David im Stillen und versuchte, den Kloß in seinem Hals herunterzuschlucken. ›Lerne fleißig, beschäftige dich – das ist der beste Weg, die Zeit schneller hinter dich zu bringen.‹

›Sag mal, Junge«, ertönte plötzlich eine fremde Stimme und unterbrach Davids Gedanken. Ein großer Mann in einem teuren Mantel winkte ihm. ›Ich bin neu in Utrecht«, sagte der Mann, ›und kenne mich nicht aus. Könntest du mir sagen, wie ich zu dieser Straße komme?« Er zeigte David einen Zettel.

›Noch besser – ich zeige es Ihnen«, bot David ihm an. Er war froh, nun eine Aufgabe zu haben. Zielstrebig schlängelte er sich durch die engen Gassen und brachte den Mann zu der Straße, die er gesucht hatte.

›Vielen Dank, junger Mann«, sagte der Fremde und hielt ihm eine Münze hin. ›Hier ein Trinkgeld für deine Mühe.«

»Nein, nein«, protestierte David. »Es war keine Mühe.« Außerdem wusste er, dass es gegen die Regeln der Schule war, Geld von jemandem anzunehmen.

»Ich bestehe darauf«, erwiderte der Mann freundlich und schob eine Goldmünze in Davids Hand.

David starrte in seine Hand. Eine *goldene* Münze! Niemand würde ihm glauben, dass er sie als Trinkgeld bekommen hatte. Sie war viel zu wertvoll! Einen kurzen Moment lang zog er es in Erwägung, niemandem von dem Vorfall zu erzählen ... aber er wusste, das war nicht ehrlich. Er würde die Münze seinem Schulmeister geben müssen und ihm erzählen, wie er sie bekommen hatte.

Aber er hatte recht gehabt. Der Schulmeister glaubte ihm nicht. »Du hast diese Münze gestohlen!«, beschuldigte er ihn. »Kein Fremder würde einem Jungen so viel Geld geben.«

»Aber wenn ich sie gestohlen hätte, warum sollte ich Ihnen von der Münze erzählen?«, fragte David unschuldig.

Das machte den Schulmeister wütend. Er griff nach einer Rute und schlug David, weil er seiner Meinung nach gestohlen hatte.

Der Schmerz des Schlages ließ bald nach, aber tief in seinem Inneren war David sehr zornig. Er war immer gelehrt worden, wahrhaftig und ehrlich zu sein – dafür bestraft zu werden, war ein schrecklicher Fehler.

»Hier kann ich nicht bleiben«, beschloss er wütend. »Ich werde ausreißen, in die Neue Welt fahren und meine Eltern finden. Sie werden mir glauben, dass ich das Richtige getan habe.«

David überredete seinen Freund Johann Michael Schober, sich mit ihm nach London durchzuschlagen. Dort fanden die Jungen General Oglethorpe – den Mann, der in der Neuen Welt die neue Kolonie Georgia gegründet hatte. Mithilfe des Generals kam David an Bord eines Schiffes nach Amerika – in das Land, das bald seine neue Heimat werden sollte. In Amerika würde sein Ruf, ehrlich und wahrhaftig zu sein, immer wieder erprobt werden.



Ehrlichkeit bedeutet, die Wahrheit zu sagen, auch wenn andere uns missverstehen oder wir Nachteile davon haben.



*Wer Wahrheit ausspricht, tut Gerechtigkeit kund,
aber ein falscher Zeuge Trug.*
(Sprüche 12,17)



1. Warum sagte David die Wahrheit, obwohl er wusste, dass der Schulmeister ihm nicht glauben würde?
2. Worin liegt der Unterschied zwischen dem Leiden als Folge für richtiges Handeln und dem Leiden, das aufgrund von falschem Handeln folgt?
3. Wann fällt es dir schwer, ehrlich zu sein? Warum?

Freundschaft

ADOPTIERT VOM SCHILDKRÖTEN-CLAN

David war nun 24 Jahre alt und schaute sich neugierig um, hier in dem großen Kreis bronzefarbener Männer. Sie alle waren in ihren besten Hemden, Hosen und Ketten und im Federschmuck erschienen. Sechzig »Sachems«, führende Häuptlinge aus fünf Indianergebieten – von denen der Mohawk, Oneida, Onondaga, Cayuga und Seneca –, waren hier am 20. Juni 1745 zum Großen Rat der Irokesen-Konföderation erschienen. Zwei weiße Männer saßen in ihrer Mitte: Bischof Spangenberg, ein Ältester bei den Christen – den Böhmisches Brüdern –, und der junge David Zeisberger.

»Freunde«, sagte Bischof Spangenberg, »wir sind gekommen, um die Erlaubnis einzuholen, im Tal von Wyoming in Pennsylvania eine Mission zu beginnen. Vor einigen Jahren hat dieser Rat mit dem Grafen von Zinzendorf, unserem Leiter, einen Freundschaftsvertrag abgeschlossen, als er aus Deutschland hier zu Besuch war. Auch jetzt kommen wir wieder als Freunde, die unter euch leben möchten.« Der Übersetzer übertrug die Rede in die Sprache der Irokesen.

»Viele weiße Männer behaupten, sie kämen als Freunde«, brachte einer der Cayuga-Häuptlinge vor. »Aber ihre Zunge ist gespalten. Sie sagen das eine und tun das andere.«

»Ja!«, schrie ein Seneca. »Die weißen Männer schwatzen uns im Tausch gegen Rum unsere Kanus und unser Land ab. ›Trink! Trink!«, sagen sie. Also trinken wir, und der Rum raubt uns den Verstand. Dann zeigen die Weißen mit dem Finger auf uns und lachen. ›Schau sie an, die Tölpel«, sagen sie. Aber wer macht uns zu Tölpeln?«

Zustimmung und Nicken überall im Kreis waren die Folge. »Ja! Genau! Die Weißen wollen uns nur um unser Land betrügen!«

Ein Mohawk-Häuptling stand auf. »Was ihr sagt, ist richtig«, begann er. »Aber diese weißen Männer sind anders. Der Junge, David, lebte im letzten Winter in unserem Stamm. Er kam, um unsere Sprache zu lernen, und versprach uns seine Freundschaft. Die Briten in unserer Gegend wollten, dass er König George Treue schwören sollte – aber David tat es nicht. Also sperrten sie ihn wegen Spionage ein. Sieben Wochen im Gefängnis – obwohl er kein Unrecht getan hatte! Ich sage, er und sein Bischof sind Freunde und nicht Werkzeuge der Briten.«

Einer der Onondaga stand auch auf. »Meine Brüder, den Bischof kenne ich nicht. Aber ich kenne David Zeisberger. Er ist mehr als ein Freund – er ist unser Bruder. Wir Onondaga haben ihn in unseren Stamm aufgenommen, in den Clan der Schildkröten. Sein Name bei uns ist *Ganousaracherie*.«

Die Häuptlinge murmelten aufgeregt miteinander. Indianer-Clans wie derjenige der Schildkröten, Bären und Biber erstreckten sich auf mehr als einen Stamm. Ein Mitglied des Schildkröten-Clans würde von jedem anderen Mitglied des Schildkröten-Clans als Mitglied der Familie angesehen werden – egal, ob sie Seneca, Mohawk oder Oneida waren.

Durch diese Worte dauerte es nicht lange, bis die Bitte des Bischofs vom Großen Rat mit einem Ja beantwortet wurde.

Als Bischof Spangenberg und David Zeisberger später den Rat verließen, sagte der Bischof: »David ich sehe, dass deine Freundschaft zu unseren indianischen Brüdern den Weg für die Mission geebnet hat, die wir in diesem Tal aufbauen möchten. Du bist noch jung, aber ich glaube, dass du wirklich von Gott berufen bist, das Evangelium zu den Indianern Nordamerikas zu bringen.«



Freundschaft zu Menschen, die anders sind als wir,
kann den Weg ebnen, ihnen Gottes Liebe zu zeigen.



*Wer Reinheit des Herzens liebt, wessen Lippen Anmut sind,
dessen Freund ist der König.*
(Sprüche 22,11)



1. Warum waren einige Mitglieder des Großen Rates der Irokesen bei der Bitte des Bischofs misstrauisch?
2. Was änderte ihre Meinung?
3. Wie kannst du (mit deiner Familie) einem Fremden oder jemandem, der Gott noch nicht kennt, echte Freundschaft erweisen?

Vertrauen

MASSAKER IN SCHÖNBRUNN

Der Häuptling der Delawaren, Netawatwes, und sein Freund David Zeisberger sprachen über ein sehr ernstes Thema. »Viele meiner Krieger wollen die Briten im Kampf gegen die Siedler unterstützen«, sagte der Häuptling. »Sie wollen nicht, dass die weißen Siedler ins Ohio-Tal kommen. Dreitausend tapfere Krieger sind bereit, in den Krieg zu ziehen.«

»Aber Häuptling Netawatwes, die Delawaren sind ein friedliebendes Volk«, rief Zeisberger. »Lasst euch nicht hineinziehen in diesen Krieg zwischen Britannien und seinen Kolonien. Auch wenn Oberst Hamilton versuchte, uns und die indianischen Christen im Fort Detroit unter Druck zu setzen, haben wir ihm doch gesagt, dass wir nicht kämpfen werden.«

Häuptling Netawatwes schnaubte. »Ich weiß. Hamilton, der ›Schopf-Käufer‹, hat versprochen, die Indianer für den Skalp eines jeden weißen Siedlers zu bezahlen. Aber ... du hast recht. Ich werde mein Möglichstes versuchen, um die Delawaren aus diesem Krieg herauszuhalten.« Zeisberger sah seinem Freund nach. Vor neun Jahren hatte der Delawaren-Häuptling Zeisberger und seine Gruppe von christlichen Indianern eingeladen, sich am Muskingum-Fluss im Ohio-Tal niederzulassen. Dankbar für diese Gelegenheit, den blindwütigen Kämpfen zwischen weißen Siedlern, Indianern und Briten am Susquehanna-Fluss in Pennsylvania zu entkommen, hatte Zeisberger die Einladung angenommen. Sie hatten im Ohio-Tal eine christliche Siedlung errichtet, die sie »Schönbrunn« (Schoenbrunn) nannten.

Aber die Revolutionskriege hatten sie auch in der Wildnis eingeholt. Zeisberger und die anderen Böhmisches Brüder lehnten es ab, Partei zu ergreifen – aber gerade dies machte sie für die Briten wie für die Amerikaner verdächtig, für die jeweils andere Seite zu spionieren. Die Gefahr war schnell da. Am 10. August 1781 ritten 300 Indianer, angeführt von einem britischen Hauptmann, in Schönbrunn ein. »Wir haben den Befehl, euch Missionare zurück nach Detroit zu bringen«, bellte Hauptmann Elliot. Als David Zeisberger und die anderen Missionare unter Gewaltanwendung abgeführt wurden, versuchten die Indianer mit der Kriegsbemalung, die indianischen Christen dazu zu überreden mitzukommen. Als die Indianer ablehnten, wurden sie mit Waffen vertrieben, und die Kriegstruppe zerstörte ihre Häuser, stahl ihr Eigentum und verbrannte fast die ganze Ernte.

Vor der Ernte aus ihren Häusern vertrieben, bauten die 400 indianischen Christen gleich eine neue Siedlung am Sandusky-Fluss in Ohio, die sie »Stadt der Gefangenen« nannten. Doch als der Winter kam, standen sie dem möglichen Tod gegenüber. Schließlich entschied die Gruppe, dass etwa 90 Personen – Männer, Frauen und Kinder – nach Schönbrunn zurückkehren sollten, um die Ernte einzubringen.

Sie wussten nicht, was sie dort erwarten würde. Monate vergingen, bis David Zeisberger in Detroit erfuhr, dass ein Trupp von 200 weißen Siedlern die unschuldigen Erntearbeiter zusammengetrieben und zu Tode geprügelt hatte, als Rache für den Tod einer Siedlerfamilie durch unbekanntes Indianer.

Als er die schreckliche Nachricht hörte, rief David: »Wo werden wir endlich eine Zuflucht finden, ein kleines Fleckchen Erde, wo wir mit unseren Indianern friedlich leben können? Die Erde ist nicht groß genug. Von den Weißen, die sich selbst ›Christen‹ nennen, können wir keine Hilfe erwarten. Unter den aufgebracht Indianern haben wir keine Freunde mehr. Wir sind Geächtete! Aber der Herr regiert! Und Er wird uns nicht verlassen.«



Vertrauen bedeutet, Gottes Allmacht zu vertrauen,
auch wenn alles scheinbar böse endet.



*Jetzt weiß ich, dass der HERR seinen Gesalbten rettet;
aus seinen heiligen Himmeln wird er ihn erhören
durch die Machttaten des Heils seiner Rechten.*

(Psalm 20,7)



1. Warum wollte David Zeisberger nicht, dass die Missionare und die indianischen Christen in diesem Unabhängigkeitskrieg Partei ergriffen?
2. Warum war David Zeisberger deiner Meinung nach in der Lage zu sagen: »Der Herr regiert. Er wird uns nicht verlassen«, nachdem er von dem schrecklichen Massaker gehört hatte?
3. Wie kannst du dein Vertrauen zu Gott stärken, auch wenn alles zu misslingen scheint?



John Newton

DER SKLAVENHÄNDLER, DER GNADE FAND

John Newtons liebevolle Mutter starb, bevor der Junge sieben Jahre alt war, und er fühlte sich plötzlich sehr einsam. Seit seiner Geburt im Jahr 1725 hatte seine Mutter ihn fast ausschließlich allein erzogen, weil sein Vater, ein Seemann, aufgrund der langen Reisen oft unterwegs war.

Aber nun änderte sich das Leben für John schlagartig: Sein Vater heiratete zwar wieder, aber seine Stiefmutter wollte ihn nicht in der Familie haben und schickte ihn in ein Internat, weg von zu Hause.

Als er elf war, nahm ihn sein Vater mit auf See. »Vielleicht wird er jetzt Zeit für mich haben«, hoffte John, aber sein Vater war zu beschäftigt.

Später wurde er als Soldat eingezogen und kam zur Marine, der British Royal Navy. Er versuchte, von dort zu fliehen, aber er wurde gefasst und ausgepeitscht. Als sein Schiff in einem Hafen anlegte, damit nötige Reparaturen vorgenommen werden konnten, schaffte es John, sich gegen einen ausgebildeten Zimmermann von einem anderen Schiff austauschen zu lassen. Er war froh, die Navy verlassen zu können.

Da er der Meinung war, das Leben behandle ihn denkbar schlecht, beschloss er, andere genauso zu behandeln. Nun verschlimmerte John seine Lage noch, weil er es ablehnte, Befehlen zu gehorchen. Schließlich fand er Arbeit bei einem Sklavenhändler an der afrikanischen Küste. Aber dann wurde er selbst zum Sklaven gemacht!

Sein Vater erreichte schließlich, dass er freigelassen wurde, aber die schlechten Erfahrungen, die John gemacht hatte, lehrten ihn

nicht, barmherzig gegenüber anderen zu sein. Im Alter von 22 Jahren wurde er Kapitän auf seinem eigenen Sklavenschiff.

Eines Tages geriet sein Schiff in einen furchtbaren Sturm und drohte zu sinken. Als alles verloren schien, erinnerte sich John an den Gott, von dem seine Mutter ihm erzählt hatte. Er bekannte seine Sünden, und Gott rettete ihn.

John Newton wurde Geistlicher, setzte sich für die Abschaffung der Sklaverei ein und schrieb viele Lieder. Sein wohl bekanntestes Lied erzählt seine eigene Geschichte: »Amazing Grace! How Sweet the Sound / that Saved a Wretch Like Me!« (»O große Gnade, die mich rief / und mich Verlor'nen fand!«).

Bestimmung

ZU EINEM ZWECK BEWAHRT

Eines Tages, als der junge John Newton mit einigen Freunden ausritt, flog plötzlich ein großer Vogel mit solch wildem Flügelschlag aus dem Gebüsch, dass Johns Pferd scheute. Das Tier bäumte sich auf und warf John ab. Rücklings stürzte er auf die Erde. Die Wucht des Aufpralls nahm ihm den Atem.

Er rang nach Luft und bemerkte dabei einige spitz zulaufende Triebe einer Hecke, die wenige Zentimeter von ihm entfernt gefährlich in die Höhe ragten. Sie hätten ihn getötet, wenn er dort gelandet wäre. Irgendjemand hatte diese Hecke neben dem Weg zurückgeschnitten. Die Triebe mit den spitzen Enden erinnerten an ein mit Nägeln gespicktes Bett, wobei jeder der Triebe etwa 20 Zentimeter lang war. Wenn er dorthin gefallen wäre, hätten sie ihn aufgespießt.

Seine Freunde sagten, er habe nur Glück gehabt, aber John erinnerte sich an die Worte seiner Mutter über Gottes Liebe – dass Gott ihn liebte und dass es einen Sinn für sein Leben gab.

Aber bald hatte John diese Lektion vergessen und fuhr mit seinem eigennützigen Leben fort, ohne auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, was Gott vielleicht von ihm wollte.

Ungefähr zwei Jahre später beschlossen John und einige andere Jungen, zu einem großen Kriegsschiff hinauszurudern, das in der Mitte des Flusses vor Anker lag. Sie planten, am nächsten Morgen aufzubrechen, aber John, der gern lange schlief, traf zu spät am Flussufer ein.

Die anderen Jungen hatten nicht länger warten wollen und waren ohne ihn aufgebrochen. Sie waren mit dem Boot schon auf

dem Fluss, lachten und schrien und amüsierten sich köstlich. John schrie ihnen zu, sie sollten umkehren und ihn noch mitnehmen, aber sie verspotteten ihn nur. »Bis später, alter Junge«, schrien sie, »warum machst du uns nicht etwas Leckeres zu essen, bis wir zurückkommen?«

John war so wütend, dass er am Ufer hin und her marschierte und sie beschimpfte. Wenn er hätte schwimmen können, wäre er ins Wasser gesprungen und hinter ihnen hergeschwommen.

Als er aber wieder hinübersah, standen gerade zwei Jungen in dem Boot auf, und es kippte plötzlich zu einer Seite um. Verzweifelt versuchten die Jungen, sich in Sicherheit zu bringen und festen Halt zu finden. Endlich wurde aus dem Kriegsschiff ein Rettungsboot zu Wasser gelassen, um sie zu retten, ehe die Strömung sie erfassen und sie flussabwärts ins Meer reißen würde.

Aber bis dahin war Johns bester Freund schon ertrunken.

In seiner Trauer um den Freund erkannte John, dass auch er ertrunken wäre, wenn er sich in dem Boot befunden hätte. Denn auch er konnte nicht schwimmen. Gott hatte ihn wieder gerettet! Aber John beachtete auch diesen Umstand nicht.

Jahre später, als er in Afrika zum Sklaven gemacht wurde, misshandelte man ihn so sehr, dass er fast gestorben wäre. Aber wieder wurde er im letzten Moment gerettet. Warum rettete Gott ihn immer wieder? John nahm sich immer noch nicht die Zeit, darüber nachzudenken.

Schließlich wurde John Kapitän auf seinem eigenen Schiff. Ein schrecklicher Sturm ließ es fast untergehen. Diesmal dachte John an Gott und betete um Hilfe. Als Gott das Schiff bewahrte, erkannte John Newton endlich, dass Gott ihn liebte und mit seinem Leben etwas vorhatte.



Du entdeckst deine Bestimmung – Gottes Plan für dich –,
wenn du glaubst, dass Gott dich liebt
und dass Er etwas Besonderes mit deinem Leben vorhat.



Und nun, so spricht der HERR ...:
Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst;
ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein.
(Jesaja 43,1)



1. Wie rettete Gott das Leben von John Newton?
2. Warum bemerkte John nicht, dass Gott etwas Besonderes mit seinem Leben vorhatte?
3. Erzähle von einer Begebenheit, bei der Gott dein Leben bewahrt hat, oder frage einen Erwachsenen – ob Mann oder Frau – nach einer solchen Begebenheit in seinem Leben, als er hätten sterben können. Dankt Gott für Seine Liebe und für Seinen besonderen Plan mit eurem Leben.

Ausharren

DER PFARRER, DEN KEINER WOLLTE

Nachdem John Newton seine Laufbahn als Kapitän aufgegeben hatte, arbeitete er als Handelsinspektor. Während dieser Zeit hatten er und seine Frau Mary oft Freunde zu Gast, die zu den Gebetstreffen am Sonntagabend in ihr Haus kamen. Dies waren immer Zeiten voller Freude, bei denen man Lieder sang und einer dem anderen erzählte, was Gott für ihn getan hatte.

Oft wurde John gebeten zu erzählen, wie Gott ihn bewahrt hatte. Aber als John gebeten wurde, dieselbe Begebenheit in einer Kirche zu erzählen, stand er starr vor Angst da. Der Pfarrer bat ihn, es eine Woche später noch ein zweites Mal zu versuchen. Wieder hatte John Angst, aber diesmal war das Gefühl schwächer als beim ersten Mal. Beim dritten Versuch stand er das Ganze durch, ohne aufzugeben. Danach wurde er so oft gebeten zu predigen, dass seine Freunde ihm rieten, Pfarrer zu werden.

Konnte das der Grund sein, warum Gott sein Leben wiederholt verschont hatte?

Je mehr John darüber betete, desto größer wurde sein Interesse. Als ein Pfarrer aus einer anderen Stadt davon hörte, lud er John ein, eine kleine Gemeinde zu übernehmen. Alles, was er brauchte, war die Empfehlung von drei Pfarrern und die Ernennung durch den Bischof.

Die Empfehlungsschreiben zu bekommen, war einfach, aber die Ernennung durch den zuständigen Bischof war ihm nicht so sicher. Er mochte John, aber da er nicht die übliche theologische Ausbildung hatte, wollte er ihn nicht zum Pfarrer ernennen.

John versuchte es an zahlreichen anderen Stellen und bekam

jedes Mal eine Absage. Schließlich war er so mutlos, dass er fast aufgegeben hätte. Aber als der Herzog von Dartmouth von Johns Wunsch hörte, bat er ihn, Pfarrer der Kirche in dem Ort Olney zu werden. »Mit der Unterstützung des Herzogs werde ich die Ernennung sicherlich bekommen«, dachte John. Diesmal suchte John den Erzbischof von York auf, der in London Prüfungen zur Ernennung neuer Pfarrer durchführte. Aber als der Sekretär hörte, dass John schon von verschiedenen anderen Bischöfen abgelehnt worden war, wollte er ihn nicht einmal einlassen, um mit dem Erzbischof zu sprechen.

John rannte zweieinhalb Kilometer zum Haus des Herzogs und berichtete ihm, was geschehen war. Der Herzog schrieb einen kurzen Brief an den Erzbischof und verschloss ihn mit seinem Siegel. John rannte durch die Stadt zurück und zeigte dem Sekretär diesen Brief. Der Kirchendiener konnte sich nun nicht länger weigern, John vorzulassen. Aber zu Johns großer Enttäuschung wollte ihn auch der Erzbischof nicht ernennen.

Der Erzbischof sagte, es tue ihm leid, dass er nicht helfen könne. John war ihm sympathisch, aber er traute ihm nicht zu, die Verantwortung für eine Gemeinde tragen zu können. Allerdings hatte er noch einen weiteren Vorschlag. »Versuchen Sie es beim Bischof von Lincoln.«

Ohne viel Hoffnung machte John sich auf den Weg. Nach einer langen Prüfung von Johns Bibelkenntnis und der Ernsthaftigkeit seines Wunsches, Pfarrer zu werden, stimmte der Bischof zu, John zu ernennen. John und seine Frau Mary waren überglücklich. Begleitet von vielen guten Wünschen ihrer Freunde, zogen sie nun nach Olney um. Dort waren Johns Predigten bald so beliebt, dass die Kirche vergrößert werden musste.

Aber die größte Freude für die beiden war es, als sie William Cowper kennenlernten. Er zog in das Haus neben den Newtons und schloss Freundschaft mit ihnen. William war ein Dichter, und John hatte bis dahin entdeckt, dass er Freude daran hatte, Liedtexte zu verfassen. Zusammen veranstalteten die beiden Männer regel-

rechte Wettbewerbe im Liederschreiben. Während dieser Zeit verfasste John so berühmte Lieder wie »Amazing Grace! How Sweet the Sound« (»O große Gnade, die mich rief«), »How Sweet the Name of Jesus Sounds« (»Wie schön der Name Jesus klingt«), »Glorious Things of Thee Are Spoken« (»Herrlich, Zion, dich zu kennen«) und viele andere.



Ausharren bedeutet, nicht aufzugeben,
selbst wenn alles verloren erscheint.



*Denn ihr habt Ausharren nötig, damit ihr, nachdem ihr
den Willen Gottes getan habt, die Verheißung davontragt.*

(Hebräer 10,36)



1. Was geschah beim ersten Mal, als John versuchte, in einer Kirche zu sprechen? Beim zweiten Mal? Beim dritten Mal?
2. Was erhielt John an Gutem, weil er nicht aufgab?
3. Erzähle eine Begebenheit, bei der du mehrere Anläufe brauchtest, ehe du in der Lage warst, das Entsprechende zu tun.

Wiedergutmachung

DER FREMDE MIT DEM DICKEN MANTEL

Pfarrer John Newton verabschiedete gerade die Gottesdienstbesucher, als sich ihm ein Fremder mit einem dicken Mantel näherte und ihm einen Umschlag zusteckte. »Sir«, flüsterte der Mann, »bitte nehmen Sie dies. Es ist sehr wichtig.« Damit war er verschwunden.

›Seltsam‹, dachte Newton. ›Was sollte das denn?‹

Vor einiger Zeit hatte John Newton in einem Lied die Worte geschrieben: »Unfassbare Gnade! Wie wunderbar das Wort, / das einen Schurken wie mich errettet hat« (in »Amazing Grace«).

Warum sollte ein Pfarrer sich selbst als »Schurken« bezeichnen? John Newton hatte nicht sein vergangenes Leben und all das Elend vergessen, das er als Kapitän auf einem Sklavenschiff verursacht hatte. Der Sklavenhandel war wirklich ein böses Geschäft. Es bestand darin, Afrikaner aus ihren Häusern zu entführen, sie auf Schiffen zusammenzupferchen, wo viele von ihnen während der Überfahrt qualvoll starben oder den Verstand verloren. Schließlich wurden die Überlebenden in ein grausames Dasein als Sklaven verkauft.

Nachdem John Newton Christ geworden war, sprach Gott zu ihm. Obwohl damals viele Menschen dachten, Sklaverei sei nichts Schlimmes, erinnerte Gott Newton an all die schrecklichen Auswirkungen dieses Treibens. Und je mehr er darüber nachdachte, desto mehr belastete es ihn. Er begann, seine eigene Sünde so anzusehen, wie Gott es tat – als ein schreckliches, hässliches Etwas. Ganz sicher war Gottes unbegreifliche Gnade nötig gewesen, jemanden, der so schlecht war wie er, zu retten.

Newton bereute seine Sünde zutiefst und dankte Gott, dass Er ihn gerettet hatte. In seiner Dankbarkeit betete er: »Oh Gott, bitte erlaube mir, ein wenig dazu beizutragen, dass diese Dinge bereinigt werden.« Aber was konnte er tun? Er konnte die auf See Verstorbenen nicht wieder lebendig machen. Er konnte die Sklaven, die noch am Leben waren, nicht wieder in ihre Heimat zurückbringen. Was konnte er tun?

Gottes Antwort kam in Gestalt dieses Fremden, der den dicken Mantel anhatte. Als John Newton den Umschlag öffnete, fand er darin einen Brief von William Wilberforce, einem Abgeordneten des britischen Unterhauses. »Ich spüre, dass Gott einen wichtigen Plan für mein Leben hat«, schrieb er. »Würden Sie mir helfen, ihn zu entdecken?«

Newton war begeistert. Konnte das die Antwort auf seine Gebete sein? Als Abgeordneter konnte Wilberforce vielleicht dazu beitragen, die Gesetze zu ändern und die Sklaverei zu beenden.

Gemeinsam machten sich die beiden an die Arbeit. Und im Jahr 1807, wenige Monate vor John Newtons Tod, verabschiedete das britische Parlament ein Gesetz, das Englands Beteiligung am Sklavenhandel beendete. Wilberforce setzte die Arbeit fort, alles ins rechte Gleis zu bringen. 1833 wurde die Sklaverei in England abgeschafft.



Durch Wiedergutmachung verdient man sich nicht die Vergebung. Aber aus Dankbarkeit für die Vergebung hat man den Wunsch, begangenes Unrecht wiedergutzumachen.



*Zachäus aber trat hinzu und sprach zu dem Herrn:
Siehe, Herr, die Hälfte meiner Güter gebe ich den Armen
und wenn ich von jemand etwas durch falsche Anklage
genommen habe, erstatte ich es vierfach.*

(Lukas 19,8)



1. Warum bezeichnete John Newton sich selbst als einen »Schurken«? Was denkst du, was bedeutet dieses Wort?
2. Worum betete John Newton?
3. Wenn du etwas falsch machst, ist es das Wichtigste, echte Reue zu zeigen und um Vergebung zu bitten. Warum ist Wiedergutmachung richtig, auch wenn jemand dir schon vergeben hat?



Adoniram und Ann Judson

AMERIKAS ERSTE MISSIONARE IM AUSLAND

Am 5. Februar 1812 gaben sich Adoniram Judson und Ann Haseltine in Bradford (Massachusetts) das Jawort. 14 Tage später befanden sich die Jungvermählten auf einem Segelschiff, das nach Indien unterwegs war. Sie würden einen Missionseinsatz in einem fremden Land beginnen!

Die Britische Ostindien-Gesellschaft sah es jedoch nicht gern, wenn Missionare bei gewinnbringenden Geschäften im Weg standen. Nach der Ankunft wurden die Judsons daher gezwungen, das Land wieder zu verlassen. Aber wohin sollten sie gehen? Gott hatte sie gerufen, Menschen das Evangelium zu bringen, die noch nie davon gehört hatten. Voller Gottvertrauen stachen sie wieder in See. Später bestiegen sie ein Schiff, das nach *Burma* (heute Myanmar) segelte. Burma war ein Land, das gegenüber Fremden sehr feindlich eingestellt war. Es wurde regiert von einem König, der die Macht hatte zu bestimmen, wer lebte und wer starb. In Burma war es gesetzlich verboten, einen anderen Gott als Buddha anzubeten. Aber als die Judsons in Rangun landeten, wussten sie, dass Gott sie *genau hier* haben wollte.

Ihre erste Aufgabe war es, die schwierige Sprache zu lernen. Stück um Stück arbeitete Adoniram an einem Englisch-Burmesisch-Wörterbuch und übersetzte die Bücher der Bibel. Nach sechs Jahren taufte er den ersten Buddhisten, der an Christus gläubig geworden war. Als die kleine Gemeinde in Rangun auf 18 Mitglieder angewachsen war, reisten die Judsons den Irrawaddy-Fluss hinauf, um in Ava, der Residenzstadt, vorzusprechen und den König um Erlaubnis für die Missionsarbeit zu bitten.

1824 brach zwischen England und Burma der Krieg aus, und von da an waren alle Ausländer den Burmesen verdächtig, Spione für England zu sein. Adoniram wurde zusammen mit mehreren anderen Ausländern ins Gefängnis geworfen. Nach anderthalb Jahren voller Misshandlungen und Qualen wurde er entlassen, um den Friedensvertrag zwischen England und Burma zu übersetzen.

Zu diesem Zeitpunkt war Anns Gesundheit bereits durch Malaria und die ständige Anspannung ruiniert. Sie starb 1826, und nur ein halbes Jahr später starb die zwei Jahre alte Maria. (Die Judsons hatten vorher schon ein Baby verloren.) Adoniram kämpfte einige Jahre mit Kummer und Zweifeln, aber er beendete die Übersetzung der gesamten Bibel. 1850 starb er im Alter von fast 62 Jahren und wurde auf See bestattet.

Wahrhaftigkeit

EIN ORT DES AUSTAUSCHES

Als Adoniram und Ann Judson 1813 in Burma ankamen mussten sie zuallererst die Sprache lernen. Ein ehemaliger buddhistischer Mönch namens Maung Shway-gnong war bereit, ihr Lehrer zu sein.

Doch nachdem die Judsons schon fast sechs Jahre in Burma waren, war kein einziger Mensch Christ geworden.

»Die Leute sind sehr höflich, aber keiner möchte über Jesus sprechen«, sagte Adoniram.

»Du hast zwei Traktate und das Matthäus-Evangelium übersetzt«, entgegnete Ann. »Zumindest können die Menschen die Gute Nachricht in ihrer eigenen Sprache lesen.«

»Ja, das ist wahr«, stimmte Adoniram zu. »Aber wir müssen einen Weg finden, auch wirklich mit den Menschen zu sprechen.«

»Wenn Sie über Religion sprechen wollen«, sagte Maung Shway-gnong, »müssen Sie einen *Zayat* bauen.« Die beiden Missionare hatten diese kleinen überdachten Versammlungsstätten auf Pfählen zu beiden Seiten des Pagodenweges gesehen – der Straße, die zur Großen Goldenen Pagode in Rangun führte. »In den *Zayats* treffen sich die Männer, um über Philosophie und Religion zu sprechen«, fügte der Burmese noch hinzu.

Aufgeregt baute Adoniram einen *Zayat*, setzte sich unter das Strohdach und wartete auf eine Gelegenheit, von Jesus sprechen zu können. Tatsächlich kam erst einer, bald ein weiterer Mann. Beide setzten sich in den *Zayat*. Dies war die Art, wie die Menschen in Burma über Religion sprachen.

»Was sagt Ihre Religion über das Denken?«, fragte ein Mann namens Maung Nau, indem er hoffte, eine lebhafte Debatte führen zu können.

Adoniram antwortete nur: »Unsere Bibel sagt: ›Brüder und Schwestern, denkt an die Dinge, die gut und ehrbar sind.« Er fügte noch hinzu: »Wie wir denken, so verhalten wir uns auch.«

»Was?«, sagte Maung Nau. »Das ist unmöglich. Wir können nicht leben, ohne Lügen zu erzählen.«

Adoniram war überrascht. »Wie meinen Sie das?«

»In Burma ist das Wort des Königs Gesetz. Wenn das, was Sie sagen, ihm nicht gefällt, kann er Sie problemlos enthaupten lassen – einfach so. Also sagen Sie das, was der König oder der Bürgermeister hören will. Keiner traut dem anderen über den Weg. Das ist die einzige Weise, um zu überleben!«

Adoniram erkannte plötzlich, dass die burmesische Denkweise es sehr schwer machte, die biblischen Wahrheiten zu verstehen. »Aber das, was wir glauben, gründet sich auf die Wahrheit«, sagte er. »Gottes Sohn sagte: ›Ich bin die Wahrheit.« Menschen, die an Jesus Christus glauben, müssen ebenfalls in ihrem Reden und Handeln wahrhaftig sein.«

Die Männer gingen kopfschüttelnd davon. Diese seltsamen christlichen Ideen konnten gefährlich sein! Trotzdem fuhr Adoniram fort, mit Maung Nau und einigen anderen Männern im *Zayat* zu diskutieren. Maung Shway-gnong hörte ebenfalls zu. Dann sagte Maung Nau eines Tages: »Ich habe mich entschieden, Jesus nachzufolgen. Ich möchte getauft werden.« Dafür hatte Adoniram schon lange gebetet! Aber er zögerte. Er wusste, dass Maung Nau sein Leben aufs Spiel setzte, wenn er Christ wurde.

Daraufhin sagte Maung Nau: »Ich bin es leid, das Lügen und Betrügen. Ich möchte dem wahren Gott nachfolgen.«

Adoniram und Ann jubelten! Sie waren so aufgeregt. Und innerhalb weniger Jahre zählte die kleine Gemeinde in Rangun 18 burmesische Christen – Maung Shway-gnong, den Sprachlehrer, eingeschlossen.



Wahrhaftigkeit hilft, Menschen auf Jesus hinzuweisen,
der »der Weg und die Wahrheit und das Leben« ist.



*... sondern wir haben den geheimen Dingen der Scham entsagt,
wobei wir nicht in Arglist wandeln noch das Wort Gottes
verfälschen, sondern durch die Offenbarung der Wahrheit
uns selbst jedem Gewissen der Menschen empfehlen vor Gott.*

(2. Korinther 4,2)



1. Warum war es wichtig, mit den Burmesen ein echtes Gespräch über Jesus zu beginnen?
2. Stimmt du zu, dass wir »so handeln, wie wir denken«? Warum oder warum nicht?
3. Wir Christen sagen, wir glauben an den einen wahren Gott. Warum ist es wichtig für uns, mit anderen in Wahrhaftigkeit umzugehen und die Wahrheit zu sagen?

Ausharren

DAS MANUSKRIFT IM KOPFKISSEN

Adoniram«, rief Ann, »Koo-chil sagt, dass Abendessen ist fertig.« Müde legte Adoniram Judson das Manuskript, an dem er gerade gearbeitet hatte, beiseite. Seit 11 Jahren waren die Judsons nun schon in Burma. Die Sprache war schwierig, und das Übersetzen der Bibel war eine langwierige Aufgabe. Burma stand unmittelbar vor einem Krieg gegen England, deshalb arbeiteten die amerikanischen Missionare so still wie möglich in ihrem Bambushaus, das auf Pfählen stand. Es war zu gefährlich, in der Öffentlichkeit zu missionieren.

Adoniram, Ann und ihre beiden Pflegetöchter begannen, Koochils schmackhafte Fischsuppe zu löffeln. Plötzlich flog die Tür auf, und mehrere Männer stürmten ins Zimmer. »Mister Judson? Sie sind verhaftet!«, sagte der von einigen Einheimischen begleitete Beamte ernst. »Fesselt ihn!«

»Wie lautet die Anklage?«, stieß Adoniram hervor, als zwei Männer mit roher Gewalt seine Arme auf dem Rücken verschnürten.

»Sie werden von den Engländern bezahlt. Sie sind Spione!«, beschuldigte ihn der Beamte.

»Nein, nein!«, rief Ann. Ihre völlig verängstigten Pflegetöchter klammerten sich an ihren Rock. »Unsere englischen Freunde haben nur die Schecks von unserer Missionsgesellschaft in Amerika eingelöst.«

Aber ungeachtet der Einwände und Bitten wurde Adoniram hinausgezerrt und in das gefürchtete Todesgefängnis gebracht. Zusammen mit ihm wurden noch einige Briten inhaftiert, die ebenfalls der Spionage angeklagt wurden.

Als Ann schließlich nach zwei Tagen die Erlaubnis erhielt, ihren Ehemann zu besuchen, fiel es ihr sehr schwer, tapfer zu sein. Über Nacht wurden die Füße der Gefangenen an eine Stange gebunden, die hochgezogen wurde, sodass nur noch die Schultern den Boden berührten.

»Wo ist mein Manuskript?«, fragte Adoniram heiser.

»Ich habe es unter dem Haus vergraben«, flüsterte Ann.

»Dort werden sie zuerst danach suchen!«

Ann schaute gedankenverloren an die Wand. Plötzlich sagte sie: »Mach dir keine Sorgen. Ich habe einen Plan.«

Beim nächsten Besuch im Gefängnis brachte Ann ihrem Mann ein Kopfkissen mit – ein hartes verbeultes Kissen, das keiner der anderen Häftlinge würde haben wollen. Sie lächelten sich verstoßen an.

Während der nächsten elf Monate besuchte Ann ihren Mann im Todesgefängnis, so oft sie konnte. Sie brachte die kleine Maria mit. Das Baby war geboren worden, als ihr Vater schon im Gefängnis war. Aber eines Tages fand Ann die Zelle im Gefängnis leer vor. Niemand wusste, wohin die Gefangenen gebracht worden waren.

Als Adoniram in Ketten zu einem neuen Gefängnis marschieren musste, war er zutiefst mutlos und traurig. Die Wärter hatten ihm nicht erlaubt, sein kostbares Kopfkissen mitzunehmen. Sie hatten es auf den Müllhaufen geworfen. 11 Jahre Arbeit einer Bibelübersetzung – im Müll!

Schließlich wurde Adoniram vom König begnadigt, weil er helfen sollte, den Friedensvertrag zwischen England und Burma zu übersetzen. Dann durfte er zu seiner Familie zurückkehren. Adoniram war glücklich, wieder mit Frau und Kind zusammen zu sein – aber er war völlig entmutigt.

»Alles ist verloren«, klagte er, »wir werden wieder ganz von vorn anfangen müssen.«

Ann lächelte nur. Langsam legte sie ein hartes, verbeultes Kopfkissen in Adonirams Hände. Ihm stand vor Staunen der Mund offen. Das Manuskript war noch im Kissen – völlig unversehrt. Ein

burmesischer Christ hatte das Kissen auf dem Müllhaufen liegen sehen und es sicher nach Hause gebracht.

Nun würden die Burmesen Gottes Wort in ihrer Landessprache lesen können.



Ausharren bedeutet, die Aufgabe, die Gott dir gegeben hat, zu erfüllen, auch wenn das Leiden einschließt.



Nicht allein aber das, sondern wir rühmen uns auch der Trübsale, da wir wissen, dass die Trübsal Ausharren bewirkt, das Ausharren aber Bewährung, die Bewährung aber Hoffnung.

(Römer 5,3-4)



1. Warum war Adonirams Arbeit der Bibelübersetzung vom Englischen in die burmesische Sprache so wichtig?
2. Was waren wohl Adonirams Gefühle, als er monatelang gefangen war und so gut wie nichts an missionarischer Arbeit tun konnte? Was tat Gott in dieser Zeit?
3. Gibt es etwas, von dem du weißt, dass du es für Gott tun sollst, was du aber nicht tust, weil du entmutigt bist und am liebsten aufgeben möchtest? Was könnte dir helfen, in solchen Zeiten durchzuhalten?

Vergebung

FRIEDENSVERTRAGS-FEIERLICHKEITEN

Der Krieg zwischen Burma und England war vorbei! Adoniram und Ann Judson waren geschwächt durch all das Leid in den vergangenen zwei Jahren. Erschöpft reisten sie nun den Irrawaddy-Fluss hinunter, zurück nach Rangun.

»Ich bin gespannt, ob die kleine Gemeinde den Krieg überstanden hat«, sagte Adoniram.

Ein Stück weiter flussabwärts ruderten die burmesischen Matrosen zum Ufer. Sie waren im britischen Militärlager angekommen. Die Truppe bereitete sich auf den Abzug aus Burma vor. Sir Archibald Campbell begrüßte die beiden amerikanischen Missionare, als sie aus dem Boot stiegen.

»Willkommen«, rief der General. »Ich gebe heute Abend ein Festessen für die burmesischen Staatsbeamten, die den Friedensvertrag unterzeichnet haben. Sie beide werden meine Ehrengäste sein.«

Obwohl die Judsons während des Krieges völlig neutral gewesen waren, tat es doch gut, so zuvorkommend behandelt zu werden. Anstelle einer verdreckten Gefängniszelle führte man sie hier in ein komfortables Zelt. Anstelle von rücksichtslosen Wärtern, die sich um nichts kümmerten, waren die britischen Offiziere bemüht, ihnen jeden Wunsch zu erfüllen. Die Soldaten fühlten sich geehrt, dass eine so tapfere Frau wie Ann Judson ihr Lager besuchte. Sie hatten viele Geschichten darüber gehört, wie treu sie ihren inhaftierten Ehemann im Gefängnis besucht und wie sie mutig für seine Freilassung gekämpft hatte.

Am Tag des Festmahls spielte die Kapelle. Flaggen wehten. Anns Augen strahlten. Was für ein wunderschönes Fest! Als sie

jedoch am Arm des Generals den Saal betrat, sah einer der burmesischen Offiziere plötzlich aus, als würde er am liebsten im Boden versinken.

War da nicht ...? Ja, da war die zarte Frau gewesen, die er einmal für Stunden hatte warten lassen. Sie war gekommen, ihn um Hafterleichterung für ihren kranken, gefangenen Mann zu bitten. »Nein«, hatte er barsch abgelehnt. Als sie sich umdrehte, um zu gehen, sagte er noch: »Warten Sie. Geben Sie mir ihren seidenen Schirm. Meine Frau findet ihn so hübsch.«

»Ach bitte, nein«, hatte Ann erwidert. »Ich brauche den Schirm zum Schutz vor der Sonne. Es geht mir nicht gut. Ich habe Angst, auf dem Weg nach Hause ohnmächtig zu werden.«

Aber der Offizier hatte nur gelacht und ihr den Schirm weggenommen.

Nun stand sie hier – ein Ehrengast des britischen Generals, der gerade den Krieg gewonnen hatte! Sicher würde sie auf Rache sinnen. Er würde schließlich auch so handeln, wenn jemand ihn so gedemütigt hätte.

Aber zu seiner Überraschung kam Ann Judson auf ihn zu. »Keine Angst«, sagte sie, »ich hege keinen Groll gegen Sie. Entspannen Sie sich und genießen Sie dieses wunderbare Festmahl.«

Aber der Mann konnte sich nicht entspannen. Während des ganzen Essens wartete er darauf, dass Ann die Soldaten rufen würde, die ihn nach draußen bringen und dort erschießen würden. Aber nichts geschah. Kopfschüttelnd verließ er das Festmahl. »Ich verstehe diese Christen nicht«, murmelte er, »sie vergeben ihren Feinden.«



Vergeben bedeutet, keine Vergeltung zu suchen,
auch wenn man dich schlecht behandelt hat.

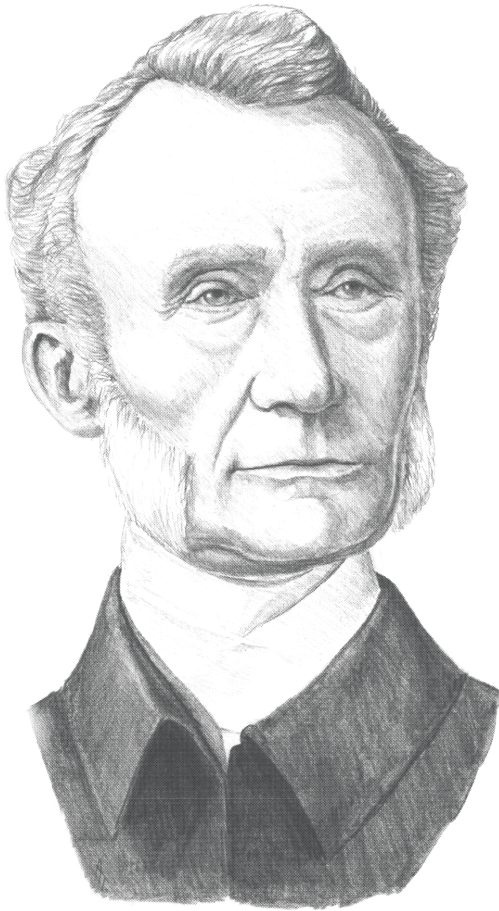


*Aber euch sage ich, die ihr hört: Liebt eure Feinde;
tut wohl denen, die euch hassen; segnet die, die euch fluchen;
betet für die, die euch beleidigen.*

(Lukas 6,27-28)



1. Warum bekam der burmesische Offizier solche Angst, als er plötzlich Ann bei der Feier entdeckte?
2. Was meinst du, warum konnte Ann diesem Mann vergeben?
3. Gibt es jemanden, der dich unfreundlich behandelt hat? Was würde geschehen, wenn du diese Person freundlich behandelst? Bitte Gott um den Mut, diesem Menschen zu vergeben.



Georg Müller

EIN MANN DES GLAUBENS

Am 27. September 1805 wurde Georg Müller in Kroppenstedt geboren. Doch bereits im Alter von 16 Jahren landete er im Gefängnis. Er hatte das Geld seines Vaters beim Trinken und Spielen vergeudet.

Als sein Vater die Nachricht bekam, wurde er wütend. Er hatte eine gute Ausbildung bezahlt, indem er hoffte, sein Sohn würde evangelischer Pfarrer werden. Aber als Georg das Elternhaus verließ, um den Schulbesuch fortzusetzen, wurde er ein Schürzenjäger.

Das Gefängnis besserte ihn kein bisschen. Kaum auf freiem Fuß, ging er dem alten Leben wieder nach. Als er dann zum Studium nach Halle gewechselt war, brachte ihn eines Tages ein Freund dazu, ihn zu einem Gebetstreffen und Bibelabend zu begleiten. Unmittelbar danach übergab Georg Müller sein Leben dem Herrn Jesus Christus.

1829 siedelte er nach England über und ließ sich nach der Zwischenstation London auf dem Land nieder. Er wurde Prediger in einer kleinen freikirchlichen Gemeinde in Teignmouth (Südenland), bevor er nach Bristol umzog. Seine Predigten waren so mitreißend, dass die kleine Versammlung bald von 18 auf 227 Gemeindeglieder anwuchs.

Müller kam zu der Überzeugung, dass er wegen des Geldes, das er brauchte, zum Herrn beten sollte, statt Menschen darum zu bitten.

Im Jahr 1836 eröffnete Georg Müller in Bristol ein Waisenhaus für arme Kinder, zu dem bald zwei weitere hinzukamen. Bis dahin wurden nur reiche Kinder in Englands wenigen Waisenhäusern

aufgenommen. Arme Kinder blieben auf den Straßen sich selbst überlassen oder wurden in Arbeitshäuser gesteckt, wo sie grausam behandelt wurden.

Georg Müller hatte zwei Gründe, die Waisenhäuser zu eröffnen: Er wollte für die Kinder sorgen, und er wollte zeigen, dass Gott die Bedürfnisse eines jeden Menschen stillt, der sich einzig und allein auf Ihn verlässt.

Als die gemieteten innerstädtischen Häuser in Bristol voll belegt waren und manche Nachbarn über Lärmprobleme klagten, verwendete Müller Geld, das Gott ihm schenkte, um ein Stück Land in Ashley Down vor den Toren der Stadt zu erwerben. Dort wurden nacheinander fünf große Gebäude errichtet, in denen 2000 Kinder gleichzeitig eine Heimat fanden.

Und genauso, wie Müller geglaubt hatte, sorgte Gott auf wunderbare Weise für alles, angefangen beim Essen bis hin zum Geld für die Bauarbeiten.

Als Georg Müller am 10. März 1898 starb, hatte er bis zu diesem Tag mehr als 10 000 Jungen und Mädchen eine Heimat, Erziehung und Ausbildung gegeben.

Glaube

FRÜHSTÜCK VOM HIMMEL

Abigail Townsend war keine Waise, aber als ihre Familie nach Bristol in England umzog, entwickelte sich zwischen ihrem Vater und Georg Müller eine enge Freundschaft. Abbie war oft mit ihrem Vater draußen in Ashley Down, um das Waisenhaus zu besuchen. Den warmherzigen Gentleman, der das Waisenhaus leitete, gewann sie sehr lieb.

Eines Morgens nahm Georg Müller Abbie an der Hand und sagte: »Komm und schau, was unser Vater im Himmel heute für uns tun wird.«

Er führte sie in einen langen Speisesaal. Dort gab es gedeckte Tische, aber es gab kein Essen. Auch in der Küche gab es kein Essen, und es gab auch kein Geld, um Lebensmittel zu kaufen. Aber die Waisenkinder standen hinter ihren Stühlen und warteten geduldig auf den Beginn des Frühstücks.

»Kinder«, sagte Müller, »es ist bald Zeit für die Schule, also lasst uns beten. ›Lieber Vater, wir danken Dir für das, was Du uns heute zu essen geben wirst.«

In diesem Moment klopfte es an der Tür, und dort stand der Bäcker des Ortes. »Mr. Müller«, begann er, »ich konnte in der letzten Nacht nicht schlafen. Irgendwie hatte ich den Eindruck, dass Sie hier kein Brot zum Frühstück haben und der Herr wollte, dass ich Ihnen welches schicke. Also stand ich um zwei Uhr auf und backte einige frische Brote für Sie.«

Georg Müller dankte dem Bäcker und pries Gott für Seine Fürsorge. »Kinder«, sagte er, »wir haben nicht nur Brot, sondern Gott schenkt uns den seltenen Genuss von *frischem* Brot.«

Kurz danach klopfte es erneut an der Tür. Diesmal war es der Milchmann, bei dessen Wagen genau vor dem Waisenhaus eine Achse gebrochen war. »Ich muss den Wagen leeren, ehe ich ihn reparieren kann. Könnten die Kinder ein paar Kannen frische Milch gebrauchen?«

Dort konnte die kleine Abbie mit eigenen Augen sehen, wie Gott die Kinder mit frischer Milch und mit Brot versorgte.

»Ich wünschte, Gott würde meine Gebete so erhören wie Ihre, Mr. Müller«, sagte sie.

»Oh, das wird Er tun«, antwortete Georg Müller. »Du musst Ihn nur bitten. Nun, was möchtest du denn?«

»Ein bisschen Wolle«, sagte Abbie lächelnd.

»Gut, dann wollen wir beten.« Und Müller half ihr, ein kurzes Gebet zu sprechen.

Nach einer Weile kam Abbie zurückgerannt. »Ich möchte nochmals beten«, sagte sie.

»Gott hat dich beim ersten Mal schon gehört, mein Kind. Du musst Ihn nicht belästigen.«

»Aber ich habe vergessen, Ihm zu sagen, welche Farbe ich möchte«, wandte sie ein. Er setzte sie auf seine Knie und antwortete: »Du hast recht. Du solltest Gott ganz genau sagen, was du möchtest.«

»Bitte Gott«, betete Abbie, »schicke gemischte Farben.« Dann sprang sie herunter und rannte zum Spielen davon.

Am nächsten Morgen kam ein Päckchen für Abigail. Ihre Sonntagsschullehrerin hatte Abbies Geburtstag vergessen und schickte nun ein verspätetes Geschenk – das aus gemischtfarbigem Wollgarn bestand.



Glauben beinhaltet das Vertrauen,
dass Gott deine Gebete hört und auch beantwortet.



*Und alles, was irgend ihr im Gebet
glaubend erbittet, werdet ihr empfangen.*
(Matthäus 21,22)



1. Warum dankte Georg Müller Gott schon für das Frühstück, als auf den Tischen und in der Küche noch kein Essen war?
2. Wie beantwortete Gott Abbies Gebet?
3. Entsprechen Gottes Antworten auf unsere Gebete immer genau dem, was wir uns gewünscht haben? Sprich darüber, wie Gott in deinem Leben auf Gebete geantwortet hat.

Güte

DAS UNWILLKOMMENE GESCHENK-ANGEBOT

Eines Tages schickte ein großzügiger Mann Georg Müller einen Scheck über 100 Pfund (heute ungefähr 10 000 Euro!). Im beiliegenden Brief standen die Worte: »Meiner Einschätzung nach ist es richtig, dass Sie mit ein wenig Geld versorgt werden. Obwohl dies erst ein Anfang ist, hoffe ich doch, dass noch andere gute Christen etwas dazulegen und so eine Art Fonds entsteht, der Sie und Ihre Familie unterstützt.«

Aber Georg Müller war nicht der Meinung, dass Gott so etwas gefallen würde. Im Gegenteil, er spürte, dass dies eine Versuchung war, nicht mehr völlig auf Gott, sondern auch auf ein Bankkonto zu vertrauen. Aber er wusste, dass der Mann sein Geschenk nicht als Versuchung gemeint hatte, und sein Antwortschreiben war dankbar und freundlich.

»Mein lieber Herr«, schrieb Müller, »haben Sie Dank für Ihren freundlichen Brief und den Scheck. Allerdings haben weder meine Frau noch ich irgendwelches Eigentum. Auch habe ich während der letzten 26 Jahre kein reguläres Einkommen gehabt. Wenn ich etwas brauche, falle ich auf die Knie und bitte Gott, es mir zu geben. Er legt es dann dem einen oder anderen aufs Herz, mir zu helfen.

Auf diese Art sind all meine Bedürfnisse während der letzten 26 Jahre gestillt worden. Zur Ehre Gottes kann ich sagen, dass es mir nie an etwas fehlte. Meine Frau und unsere einzige Tochter stimmen mir zu. Wir möchten diese Art zu leben nicht aufgeben. Im Gegenteil, wir finden mit jedem Tag mehr Gefallen daran.

Ich habe niemals für mich oder meine Familie etwas gespart oder Vorsorge für die Zukunft getroffen, außer dass wir auf Gott

vertrauen. Sehen wir jemanden, der Not leidet – eine alte Frau, einen Kranken oder ein hilfloses Kind –, geben wir von dem, was wir gerade haben, gern ab. Ich weiß, dass Gott später, wenn ich in Not bin, für mich sorgen wird. Ich brauche mich nicht selbst darum zu kümmern, außer dass ich alles Vertrauen auf Ihn setze.

Deshalb ist es mir nicht möglich, Ihr gut gemeintes Vorhaben, einen Fonds zu unserer Unterstützung einzurichten, anzunehmen, und sende Ihren Scheck zurück.

Alles, was mir für die Arbeit in Gottes Werk gegeben wird, kann ich dankbar annehmen, um es so zu verwenden, wie Gott es möchte. Aber Ihr Geschenk schien dahin zu führen, mich von Gottes täglicher Fürsorge unabhängiger zu machen. Wenn ich es annehmen würde, könnte es mich vielleicht dazu verleiten, dem Bankkonto mehr als Gott zu vertrauen.

Trotzdem danke ich Ihnen sehr herzlich für Ihre Güte und bete, dass Gott Sie reich segnen möge. In herzlicher Verbundenheit, Ihr Georg Müller.«



Güte bedeutet auch, keinen Menschen zu verletzen,
der dir Gutes tun möchte.



*Euer Wort sei allezeit in Gnade, mit Salz gewürzt,
sodass ihr wisst, wie ihr jedem Einzelnen antworten sollt.*
(Kolosser 4,6)



1. Was sollte Georg Müller mit dem zugeschickten Scheck anfangen?
2. Warum nahm Georg Müller den Scheck nicht an? Welche Art zu leben hielt er für besser?
3. Kannst du dich an eine Begebenheit erinnern, als jemand dir etwas schenken wollte oder dich zu etwas einladen wollte, von dem du wusstest, das würde nicht gut für dich sein? Wie hast du reagiert?

Vertrauen

WIRD DER KESSEL EXPLODIEREN?

Gewöhnlich erzählte Georg Müller nur Gott von seinen Bedürfnissen. Später berichtete er dann den Menschen, wie wunderbar Gott ihm geholfen hatte.

Eines Freitagnachmittags jedoch berichtete Müller schon vor Gottes Antwort von einem Notfall. »Dies ist ein Notfall, bei dem kein Mensch uns helfen kann«, teilte er beim Mittagessen mit. »Deshalb erzähle ich euch Kindern schon davon, *bevor* Gott geantwortet hat. Ich möchte, dass ihr alle betet.«

»Der Heizungskessel in Haus Nr. 1 hat plötzlich eine undichte Stelle. Es ist ein schlimmes Loch, und bald kommt der Winter. Wenn wir es nicht reparieren, dann wird der Kessel nicht richtig heizen, und die kleinen Kinder werden in ihren Zimmern frieren. Noch schlimmer ist allerdings Folgendes: Wenn der Kessel austrocknet, könnte er explodieren.«

Müller fuhr fort zu erklären, dass es aufgrund der Mauer, die um den Heizungskessel stand, unmöglich war, einfach eine Reparatur vorzunehmen, ohne vorher die Mauer abzureißen. Ein solches Projekt würde mehrere Tage dauern.

»Die Reparaturarbeiten werden nächsten Mittwoch beginnen«, erklärte er. »Aber, wie ihr seht«, er zeigte aus dem Fenster, »da draußen braut sich ein Sturm zusammen. Ich bitte euch, mit mir für zwei Dinge zu beten: dass Gott diesen kalten Nordwind in einen warmen Südwind umwandelt und dass Er den Arbeitern, die den Kessel reparieren, gute Ideen schenkt, damit die Arbeit schnell erledigt ist.«

Das passierte am Freitag. Am Samstag und Sonntag piff der kalte Nordwind sogar noch ärger. Montag und Dienstag brachten keine Besserung. Tatsächlich sah der Himmel am Dienstagabend so aus, als würde es jeden Moment anfangen zu schneien, und der Wind heulte.

Am nächsten Morgen wurden die Kinder vom warmen Sonnenschein geweckt. Der Wind blies aus dem Süden! Es schien eher Frühling als Winteranfang zu sein.

Das ganze Waisenhaus war voller Aufregung, als die Handwerker mit ihren Werkzeugen und Ersatzteilen eintrafen. Beim Frühstück dankte Georg Müller Gott für das Wetter ebenso wie für das Essen. »Er ist ein treuer Vater«, erinnerte er die Kinder, »besonders für diejenigen, die keinen Vater haben.«

Die Arbeit ging schnell voran, als die Männer die Mauer mit ihren Vorschlaghämmern und Brechstangen einrissen. Bis zum Mittag hatten sie die undichte Stelle gefunden. »Ich denke, wir können hier eine neue Platte aufnieten und den Kessel so retten«, sagte der Vorarbeiter. »Aber es wird einen weiteren Tag dauern, diese Mauer wieder aufzubauen.«

Am Nachmittag jedoch kam den Arbeitern eine Idee. »Wir haben uns unterhalten«, sagte der Vorarbeiter. »Wir würden lieber die ganze Nacht durcharbeiten. Diese Kinder brauchen doch die Wärme, also können wir genauso gut durcharbeiten.«

Gott hatte nicht nur das kalte Wetter ferngehalten, sondern Er hatte den Arbeitern wirklich »gute Ideen« geschenkt, bis die Arbeit beendet war. Nicht ein Kind bekam eine Erkältung.



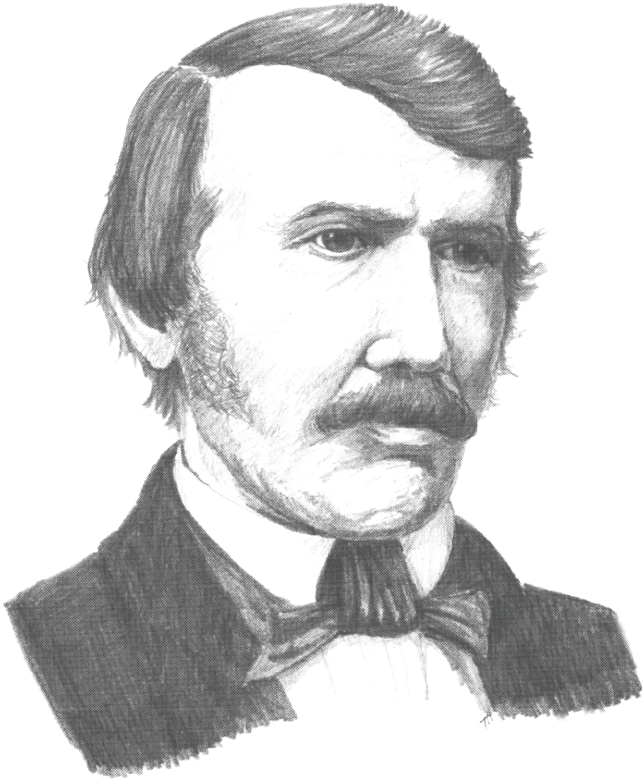
Vertrauen bedeutet zu wissen,
dass Gott sich um deine Bedürfnisse kümmern wird.



*... indem ihr all eure Sorge auf ihn werft;
denn er ist besorgt für euch.*
(1. Petrus 5,7)



1. Warum berichtete Georg Müller den Kindern von dieser Notlage, bevor Gottes Antwort da war?
2. Um welche beiden Dinge beteten Müller und die Kinder?
3. Welche Sache brauchst du, die nur Gott dir geben kann?



David Livingstone

PIONIERMISSIONAR IN AFRIKA

David Livingstone wurde am 19. März 1813 in einem schottischen Ort südöstlich von Glasgow geboren. Er wuchs in einem christlichen Elternhaus auf. Sein Vater hatte eine kleine Teehandlung.

Nach Abschluss seines Medizinstudiums an der Universität von Glasgow ging er 1840 mit der Londoner Missionsgesellschaft in den Süden Afrikas. Was er dort vorfand, beunruhigte ihn sehr.

Die Mitarbeiter auf den Missionsstationen schienen mehr daran interessiert zu sein, für Großbritannien bequeme Stützpunkte einzurichten, als die Bewohner Afrikas mit dem Evangelium zu erreichen. Einige Missionare hatten sogar rassistische Ansichten. Sie waren der Meinung, dass Afrikaner am besten als Diener und Feldarbeiter zu gebrauchen wären. Livingstone dagegen meinte, dass afrikanische Christen mit der richtigen Ausbildung weitaus besser geeignet wären, ihre Landsleute zu missionieren, als dies die Engländer tun konnten.

Livingstone lernte schnell einige afrikanische Dialekte und machte sich mit den Gebräuchen der Einheimischen vertraut. Kurz nach seiner Hochzeit mit Mary Moffat im Januar 1845 machten sich Livingstone mit seiner Frau auf, eine neue Missionsstation aufzubauen. Von dort aus wollte er tief ins Landesinnere reisen, wo die Leute noch nie das Evangelium gehört hatten.

Doch nach kurzer Zeit merkte er, dass er weder ein guter Prediger noch ein vollmächtiger Evangelist war. Gott hatte ihn dazu bestimmt, bisher unbekannte Gegenden zu erkunden. Er sollte das

Land erforschen und neue Gebiete erschließen, wohin andere Missionare folgen konnten. Dies tat er auf drei langen Reisen.

Am 1. Mai 1873 starb Livingstone. Chuma und Susi, zwei seiner treuen afrikanischen Freunde, balsamierten seine Leiche ein und brachten sie zur Küste. Chuma reiste mit dem Leichnam nach England, wo Livingstone mit großem Zeremoniell beigesetzt wurde. Chuma lernte die Königin kennen und berichtete in England von David Livingstones Reisen und Expeditionen.

Dankbarkeit

ANGRIFF EINES LÖWEN

Als David Livingstone in Afrika eintraf, arbeiteten die meisten Missionare im Küstenbereich. »Hier sind zu viele Missionare«, sagte er. »Ich werde dahin gehen, wo die Menschen noch niemals von der Guten Nachricht Gottes gehört haben.«

Die verantwortlichen Missionare dachten, der junge Livingstone hätte zu hochfliegende Pläne. Einer dieser Pläne war beispielsweise, gläubig gewordene Afrikaner zu Missionaren auszubilden.

»Wenn nur Weiße predigen, werden die Afrikaner denken, wir reden nur von unseren komischen europäischen Sitten und Gebräuchen«, meinte Livingstone. »Aber wenn ihre eigenen Leute ihnen von Jesus erzählen, werden sie die Wahrheit erkennen.«

Aber die Missionsgesellschaft wollte keine afrikanischen Missionare unterstützen, also brachte David Livingstone das benötigte Geld selbst auf. Als er endlich die Erlaubnis erhielt, im Gebiet von Mabotsa etwa 320 Kilometer landeinwärts zu missionieren, begleitete ihn ein afrikanischer Lehrer namens Mabalwe.

Schon drei Monate lang arbeiteten Livingstone und seine Freunde an der Errichtung einer neuen Missionsstation. Eines Tages hörten sie von Löwen, die in einem nahe gelegenen Dorf Kühe fressen würden.

»Normale Löwen greifen bei Tag nicht an«, sagten die Dorfbewohner. »Diese Löwen müssen vom Teufel besessen sein!« Sie hatten große Angst, sich gegen die Löwen zur Wehr zu setzen.

»Habt keine Angst«, sagte Livingstone und unterbrach seine Arbeit. »Mabalwe, komm mit mir. Wenn ich einen der Löwen erschiesse, wird das die anderen verjagen.«

Und tatsächlich: Kurz nachdem sie angekommen waren, stürzte sich einer der Löwen frech in eines der Gehege. Livingstone hob sein Gewehr und feuerte aus beiden Läufen. Der Löwe wurde zurückgeschleudert und fauchte. Hastig lud Livingstone nach.

Plötzlich schrie Mabalwe laut auf. Livingstone blickte auf und sah den Löwen schon auf sich zuspringen. Die gewaltigen Kiefer gruben sich in seinen Oberarm und zermalmten den Knochen. Beide, Mann und Raubkatze, landeten im Staub.

Als der Löwe wieder auf die Beine kam, schüttelte er Livingstones Körper wie eine Stoffpuppe. Livingstone schoss nur ein Gedanke durch den Kopf: ›Welchen Teil von mir wird er wohl zuerst fressen?‹

Mabalwe hob seine Waffe, schoss aber vorbei. Der Löwe aber ließ sofort von Livingstone ab, griff den Afrikaner an und grub seine Zähne tief in dessen Oberschenkel. Als ein weiterer Mann versuchte, das Raubtier abzulenken, wandte es sich um, griff auch ihn an – und fiel plötzlich tot zu Boden, nachdem ihm Augenblicke zuvor die Schussverletzungen durch die Patronen aus Livingstones Büchse zugefügt worden waren.

Keine Frage, dass die anderen Löwen jetzt die Flucht ergriffen und nicht zurückkamen. Aber Livingstone und Mabalwe waren schwer verletzt. Eine schwierige Zeit lag nun vor der neu gegründeten Missionsstation. Doch Livingstone schrieb an seinen Vater in Schottland und pries voller Dankbarkeit Gott, der ihn aus dieser großen Gefahr errettet hatte.

Obwohl Livingstone nun aufgrund seiner Verletzungen nicht beim Bau der benötigten Häuser mithelfen konnte, überwachte er doch die Arbeiten, bis alles fertig war. Doch er brauchte noch mehr Ruhe. Er ließ Mabalwe in der neuen Station zurück und reiste zurück zum Hauptstützpunkt. Dort pflegte ihn eine junge Frau namens Mary Moffat gesund. Sie war die Tochter von Robert Moffat, der Leiter der Mission und ein gut bekannter Bibelübersetzer war. Sie bewunderte diesen verwegenen jungen Missionar, der keine Angst davor hatte, in Gebiete vorzudringen, in die

noch nie zuvor ein Weißer seinen Fuß gesetzt hatte. Und er war von ihrer sanften, geradlinigen Art beeindruckt. Livingstone fragte sie, ob sie ihn heiraten wolle, und Mary sagte Ja. Und nicht nur das, sie war auch bereit, mit ihm zurück zur Mabotsa-Mission zu reisen.

David Livingstone stellte fest, dass er viele Gründe hatte, dankbar zu sein – sogar nach dem Angriff eines Löwen!



Dankbarkeit bedeutet, Gottes Güte zu sehen,
auch wenn schlimme Dinge geschehen.



*Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben,
alle Dinge zum Guten mitwirken,
denen, die nach Vorsatz berufen sind.*

(Römer 8,28)



1. Warum wollte David Livingstone Afrikaner dafür ausbilden, das Evangelium zu verbreiten?
2. Warum hätte er schnell mutlos werden können? Warum spürte Livingstone stattdessen nur Dankbarkeit?
3. Was geschieht, wenn wir bewusst nach Gründen suchen, dankbar zu sein, auch wenn etwas Schlimmes passiert ist?

Demut

»LIVINGSTONES KINDER«

David Livingstone war ein begeisterter Entdecker! Auf seiner zweiten großen Expedition reiste er von der Ostküste Afrikas den Sambesi hinauf. Sorgen bereitete ihm die Ausbreitung des Sklavenhandels in diesem Gebiet. Portugiesische Handelsleute konnten an der Küste lebende Afrikaner, die wegen ihrer roten Hüte »Red Caps« genannt wurden, dazu bringen, tief ins Landesinnere vorzudringen und Sklaven zu kaufen.

Sklavenhandel war unter den afrikanischen Stämmen nichts Ungewöhnliches, aber es gab wenige Sklaven. Die »Red Caps« wiegelten nun die einzelnen Stämme gegeneinander auf, um so die Anzahl der Sklaven zu erhöhen. Stammeskriege bedeuteten nämlich nichts anderes als Übergriffe von einem Dorf auf ein anderes und umgekehrt. Es wurden viele Gefangene gemacht. Die »Red Caps« kauften dann diese Gefangenen als Sklaven – egal, von wem. Wann immer David Livingstone auf eine Gruppe von Sklaven traf, befreite er sie und jagte die »Red Caps« davon. Einige der befreiten Sklaven entschlossen sich dazu, auf dem Gelände der Missionsstation von Livingstone zu bleiben.

Aber der üble Menschenhandel blieb bestehen. »Ich muss in die Berge vordringen und das Evangelium zu den Menschen bringen, die noch nie davon gehört haben«, beschloss Livingstone. »Wenn sie Christen geworden sind, werden sie nicht mehr so schnell bereit sein, Krieg zu führen. Und wenn ich sie dazu bringen kann, Nutzpflanzen anzubauen, können sie ihre Ernten verkaufen. Dann werden sie keinen Grund mehr haben, Sklaven zu verkaufen.«

Das schien ein guter Plan zu sein. Seine Begabung, schnell Sprachen zu lernen, und sein tiefer Respekt vor den afrikanischen Volksgruppen und ihren jeweiligen Eigenheiten halfen ihm auf seiner Reise in ein Gebiet, das noch nie ein Weißer betreten hatte. Dort gab es keine Sklavenhändler. Er sprach mit Menschen, die seit Generationen jeden Fremden – egal, ob schwarz oder weiß – von ihrem Land ferngehalten hatten.

Dann traf er eines Tages auf eine Sklavenkarawane, in der auch einige Mitglieder dieser Stämme gefangen waren. Nachdem er die »Red Caps« verjagt und die Sklaven befreit hatte, fragte er: »Wie sind diese Leute zu euch gekommen? Ihr lasst doch keine Fremden in euer Dorf.«

»Sie sagten, sie seien ›Livingstones Kinder‹«, berichteten die Dorfbewohner traurig. »Deshalb vertrauten wir ihnen und ließen sie ins Dorf.«

Livingstone war bestürzt. Er hatte hart gearbeitet, um diese Menschen zu erreichen. Jetzt war er ihr Freund und hatte dadurch, ohne es zu wollen, den Weg für betrügerische Menschenhändler geebnet. Das hatte er am allerwenigsten gewollt.

Er wurde zornig, und dann packte ihn die Verzweiflung. Was konnte er noch tun? Er hatte versagt. Nein, es war mehr als Versagen – er hatte die ganze Situation noch verschlimmert!

Viele Menschen hätten an diesem Punkt wohl aufgegeben und wären nach Hause gefahren. Aber David Livingstone gab nicht auf. Er hielt sich nicht für unfehlbar. Also gab er nicht auf.

Voll Demut setzte er seine Arbeit fort. Er verbreitete die Gute Nachricht, wo er nur konnte, befreite Sklaven und ermutigte die Menschen, mit Waren anstelle von Sklaven zu handeln. 15 Jahre nach seinem Tod wurde der Sklavenhandel abgeschafft. Sein Plan hatte am Ende Erfolg. Auch nach ersten Fehlschlägen war er nicht zu stolz gewesen, das, was er als richtig erkannt hatte, weiter zu tun.



Demut ist die Fähigkeit, auch Fehler anzuerkennen
und daraus lernen zu können.



*Denn ich sage durch die Gnade, die mir gegeben worden ist, jedem,
der unter euch ist, nicht höher von sich zu denken, als zu denken
sich gebührt, sondern so zu denken, dass er besonnen sei,
wie Gott einem jeden das Maß des Glaubens zugeteilt hat.*

(Römer 12,3)



1. Wie beschafften sich die »Red Caps« ihre Sklaven?
2. Was war Livingstones Plan, um den Sklavenhandel zu stoppen?
3. Kannst du dich an eine Begebenheit erinnern, bei der du nach einem Fehler am liebsten aufgegeben hättest? Was geschah, als du nicht aufgabst, oder was wäre geschehen, wenn du aufgegeben hättest?

Hingabe

»DOKTOR LIVINGSTONE, NEHME ICH AN.«

David Livingstones Ziel bei seiner dritten Expedition war es, den Quellfluss des Nils zu entdecken. Afrikaner behaupteten, der Nil entspringe einem riesigen See in Zentralafrika. Und so brach Livingstone erneut in Gebiete auf, die den Weißen bis dahin völlig unbekannt waren.

Aber mehrere Jahre vergingen, und niemand hörte etwas über den Verbleib von David Livingstone. Schließlich vermuteten die Leute, er sei tot. Auch Henry Morton Stanley, ein erfahrener und weitgereister Zeitungsjournalist, dachte, dass Livingstone vermutlich tot sei. Aber sein Chef beim *New York Herald* war anderer Ansicht.

»Die Kosten spielen keine Rolle«, sagte er, »ich möchte, dass Sie David Livingstone finden oder beweisen, dass er tot ist. So oder so wird die Story der absolute Knüller sein, und wir werden Zeitungen in riesiger Auflagenhöhe verkaufen. Auf geht's, finden Sie ihn!«

David Livingstone reiste mit einer kleinen Zahl von Freunden und Mitarbeitern. Henry Stanley dagegen brach mit etwa 2000 Leuten nach Afrika auf.

Livingstone erbat sich immer die Erlaubnis, das Siedlungsgebiet einer afrikanischen Volksgruppe in Frieden durchqueren zu können, während Stanley und seine Begleiter sich wie eine eindringende Armee ihren Weg freikämpften – nicht ohne Opfer. Gefechte, Krankheiten und Meuterei ließen seine Truppe binnen kurzer Zeit auf nur 54 Mann zusammenschrumpfen. Trotzdem marschierte Stanley noch sieben Monate weiter, bis er im November 1871 zwei Schwarze kennenlernte, die ihn auf Englisch begrüßten.

- »Wer sind Sie?«, fragte Stanley die beiden Männer.
»Ich bin Chuma, der Diener von Doktor Livingstone.«
»Und ich bin Susi«, sagte der andere Afrikaner.
»Wie geht es dem Doktor?«, wollte Stanley weiter wissen.
»Nicht besonders gut, Sir.«
»Dann bringen Sie mich besser schnell zu ihm.«

Henry Stanley erreichte die Stadt Ujiji am Tanganjikasee und fand David Livingstone in einer Lehmhütte. Wie Stanley später berichtete, begrüßte er ihn mit den mittlerweile wohlbekanntesten Worten: »Doktor Livingstone, nehme ich an.«

Livingstone war erkrankt, weil es ihm an guter Nahrung und an der richtigen Medizin fehlte. Nachdem Stanley ihm einige mitgebrachte Medikamente gegeben hatte und es ihm wieder besser ging, brachen Livingstone und Stanley gemeinsam auf. Sie erforschten den nördlichen Teil des Tanganjikasees, fanden aber nicht die Quelle des Nils. Henry Stanley versuchte nun, den Doktor zur Rückkehr nach England zu bewegen.

»Nein«, sagte Livingstone, »ich habe hier noch eine Arbeit zu erledigen.« (Die Nilquelle fand er nie. John Hanning Speke entdeckte, dass der Nil aus dem Victoriasee austritt, viele Kilometer weiter nordöstlich.) Wieder versuchte Stanley, den alten Doktor zu überreden, seine Arbeit zu beenden und in die Heimat zurückzukehren.

»Mein Herz ist in Afrika«, antwortete Livingstone. »Ich liebe die Menschen hier. Aber ich schicke diese Briefe mit Ihnen nach England.«

Wenig später reiste Henry Stanley zurück nach Amerika und wurde durch seine Berichte über das Aufspüren von Doktor Livingstone berühmt.

Livingstone selbst erforschte Afrika noch fast zwei Jahre lang zusammen mit Susi und Chuma, der 20 Jahre zuvor aus den Händen der »Red Caps« gerettet worden war. Als Livingstone starb, begruben seine treuen Freunde sein Herz unter einem Baum, weil »sein Herz in Afrika« war. Dann balsamierten sie seinen Körper

mit Kräutern ein und wickelten ihn in Leinwand. Chuma brachte den Leichnam nach England, wo er offiziell beigesetzt wurde.



Hingabe bedeutet, sein Leben ganz einer von Gott gegebenen Aufgabe zu weihen.

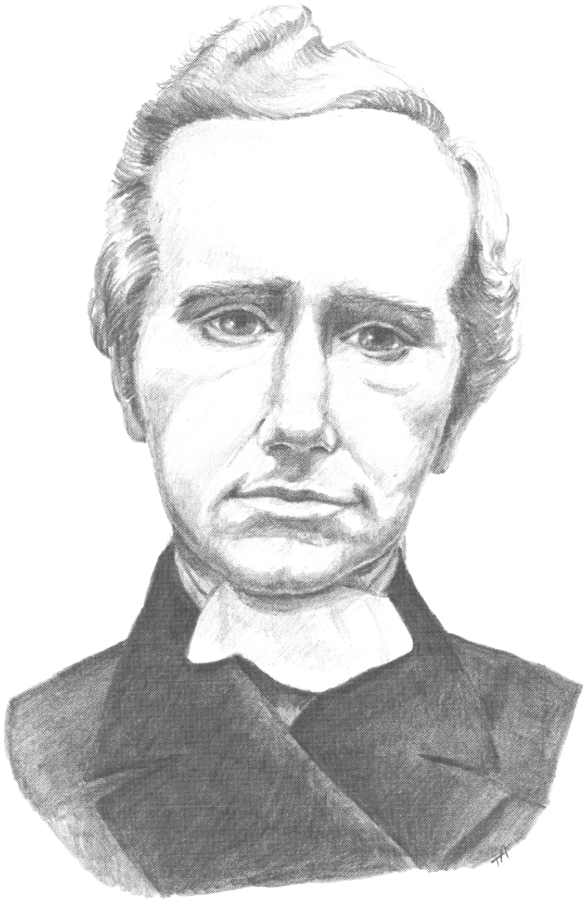


Deshalb nun, da wir eine so große Wolke von Zeugen um uns haben, lasst auch uns, indem wir jede Bürde und die leicht umstrickende Sünde ablegen, mit Ausdauer laufen den vor uns liegenden Wettlauf.

(Hebräer 12,1)



1. Wie unterschied sich Livingstones Art, das Land zu erforschen, von der Stanleys?
2. Warum wollte Livingstone nicht mit Henry Morton Stanley nach England zurückkehren?
3. Erzähle von einer sehr schweren Aufgabe, die du bis zum Ende durchgestanden hast.



Hudson Taylor

ENGLÄNDER MIT ZOPF

James Hudson Taylor wurde im Jahr 1832 in Yorkshire (England) geboren. Während er Medizin studierte, um als Arzt und Missionar tätig zu werden, lernte er auch noch Mandarin-Chinesisch. Am 19. September 1853 war es dann so weit. Er segelte als Missionar für die Chinesische Evangelisationsgesellschaft mit dem Dreimast-Klipper »Dumfries« nach China.

Anders als viele seiner Landsleute respektierte Taylor die Sitten und Gebräuche der Chinesen, außer wenn sie gegen die Lehre der Bibel verstießen. Um seinen Respekt vor den Einheimischen zu zeigen, trug er die im Land übliche Kleidung und ließ sogar sein Haar lang wachsen, das er dann als Zopf trug. Andere Missionare missbilligten sein Verhalten. Aber eine junge Engländerin, Maria Dyer, bewunderte Hudsons Mut, sich den chinesischen Gebräuchen ganz anzupassen. Sie und Hudson Taylor heirateten am 20. Januar 1858.

Hudson Taylor hatte noch andere ungewöhnliche Seiten. Er war zum Beispiel der Meinung, dass ein Christ keine Schulden machen sollte. Menschen, die für den Herrn arbeiteten, sollten zu Gott beten, wenn sie Bedürfnisse hatten, statt andere Menschen um Geld zu bitten.

Aufgrund dieser Ansichten verließ Hudson Taylor die Chinesische Evangelisationsgesellschaft und ging seiner missionarischen Tätigkeit in eigener Verantwortung nach. Gott sorgte nicht nur in allen materiellen Bedürfnissen stets für ihn, sondern es wurden auch viele Chinesen durch seine Verkündigung zu Christus geführt.

1860, während seiner Tätigkeit als Leiter des Londoner Missionskrankenhauses in Ningbo, erkrankte er so schwer, dass er mit Maria nach England zurückkehren musste. Dort übersetzte er das Neue Testament in den chinesischen Ningbo-Dialekt. Er gründete die China-Inland-Mission und fand neue Missionskandidaten, die bereit waren, ins chinesische Binnenland zu reisen, statt nur in den Küstenstädten zu arbeiten. 1866 kehrte er mit seinem Team nach China zurück.

Unter Hudson Taylors Leitung konnte die Missionsgesellschaft ihre Arbeit ausweiten und vielerorts in China Missionsstationen aufbauen. Als er 1902 die Leitung des Missionswerkes in jüngere Hände legte, dienten 800 Missionare in der China-Inland-Mission. Außerdem war dies das erste Mal, dass Gläubige verschiedener Konfessionen zusammenarbeiteten, um die Gute Nachricht zu verkündigen.

Hudson Taylor starb 1905 in Changsha.

Glaube

DAS SCHNELLSTE BOOT AUF DEM WEG NACH HAUSE

Was willst du?«, flüsterte Hudson Taylor der dunklen Gestalt zu, die in der Nacht zu ihm gekrochen kam. Es war lange nach Mitternacht, und er war ziemlich erschöpft. Am Morgen der Reise durch das chinesische Inland hatte er entdeckt, dass sein Diener ihm sein Gepäck – fast all seine Habe – gestohlen und ihn in dieser fremden und gefährlichen Stadt allein zurückgelassen hatte. Schließlich gab er die Suche nach seinem untreuen Diener auf und legte sich auf die Steinstufen eines buddhistischen Tempels. Seinen schmalen Geldbeutel hatte er unter dem Kopf. Er wäre eingeschlafen, wenn ihm nicht dieser Mann aufgefallen wäre, der da auf ihn zukroch.

Nach dieser halblauten Frage verschwand der Mann, ohne zu antworten. Erleichtert drehte Taylor sich um und döste ein wenig ein. Kurze Zeit später wurde er erneut wach und bemerkte schon wieder zwei Gestalten, die sich näherten. Er blieb ganz still liegen und betete, dass Gott ihn beschützen möge. Die Gestalten erreichten ihn und versuchten seine Geldbörse und andere Wertgegenstände zu finden.

Als einer der Diebe unter Taylors Kopf zu tasten begann, fragte Taylor wieder: »Was willst du?«

»Oh – äh, nichts«, erwiderte der Mann erschrocken. »Aber du solltest jetzt schlafen, sonst kannst du morgen nicht weiterreisen. Wir bleiben hier sitzen und beschützen dich. Hab keine Angst.«

»Ich brauche euren ›Schutz‹ nicht«, wehrte Taylor ab. »Ich vertraue meinem Gott. Er wird für mich sorgen.«

Einer der Männer stand auf und holte einen dritten, aber als Hudson Taylor laut zu beten und zu singen begann, gaben die drei auf und machten sich davon.

Am nächsten Morgen dankte Taylor Gott für die Bewahrung. Außerdem fiel ihm auf, dass er am vergangenen Tag wegen seiner gestohlenen Sachen so aufgeregt gewesen war, dass er Gott nicht gefragt hatte, wo er sicher übernachten könnte.

Taylor schämte sich. Wenn er gebetet hätte, würde Gott ihm vielleicht einen besseren Platz zum Schlafen gegeben haben.

Als er die lange Heimreise antrat, bat er Gott um Vergebung für den Mangel an Vertrauen. Außerdem bat er Gott um Hilfe, damit er seine Gedanken auf die Verkündigung des Evangeliums richten konnte, statt seinen gestohlenen Habseligkeiten nachzutruern. Das Gebet richtete ihn auf, der Tagesmarsch schien nicht so schwer zu sein, und an diesem Abend fand er Unterkunft bei einem Fremden.

Am nächsten Tag brachte der Fremde ihn zu einem Postboot, das den Kanal hinunter nach Shanghai fuhr. »Er ist ausgeraubt worden«, teilte dieser neue Freund dem Bootsmann mit, »aber er wird bezahlen, wenn er zu Hause angekommen ist. Sollte er das nicht tun, bekommst du das Geld von mir, wenn du zurückkommst.«

Das Postboot fuhr schnell, und Hudson Taylor kam sicher zurück nach Shanghai. Er bekam sein Gepäck niemals zurück, aber er erkannte, dass Gott ihn in jeder Lage versorgen würde. Kurze Zeit später erhielt er einen Brief, der einen Geldbetrag enthielt, der so hoch war, dass er alles, was sein Diener ihm gestohlen hatte, ersetzen konnte.



Glaube ist das Vertrauen, dass Gott auch in erschreckenden Umständen Herr der Lage ist.



Mein Gott aber wird euch alles Nötige geben nach seinem Reichtum in Herrlichkeit in Christus Jesus.

(Philipper 4,19)



1. Warum hat Hudson Taylor nicht gebetet, nachdem ihm sein Diener alles gestohlen hatte?
2. Wie half Gott Taylor, nachdem er aufgehört hatte, sich um sein Gepäck zu sorgen?
3. Nenne eine Sache, mit der Gott dich versorgt hat, und danke Ihm dafür.

Vertrauen

DER BÖSE PLAN

Ehrenwerter Lehrer«, sagte Hudson Taylors chinesischer Mitarbeiter und rang die Hände, »es wird große Schwierigkeiten geben. Das muss ich Ihnen sagen.«

Es war unwahrscheinlich, dass dieser gläubige Mitarbeiter sich Sorgen machte, ohne Grund zu haben, und so unterbrach Taylor das Lesen und sah auf.

»Sie haben gehört, wie die Engländer gegen die Stadt Kanton Krieg führen. Ihre Kanonen haben sehr viele Menschen getötet. Das hat die Kantonesen, die hier in Ningbo leben, wütend gemacht. Sie planen, als Vergeltung alle Ausländer zu ermorden.«

»Wie könnten sie das denn in die Tat umsetzen?«, fragte Taylor.
»Wir leben doch in der ganzen Stadt verstreut.«

»Sie warten bis Sonntagabend. Sie wissen, dass alle Missionare und die meisten der ausländischen Kaufleute sich dann zum Gottesdienst in einem der Häuser treffen. Sie wollen das Haus umstellen und alle Anwesenden töten.«

»Keine Sorge«, erwiderte Taylor und wandte sich wieder seinem Buch zu, »die Polizei würde so etwas niemals zulassen.«

»Nicht doch!«, sagte sein Assistent. »Die Polizei hat ihre geheime Einwilligung gegeben und wird sich heraushalten.«

Plötzlich war Taylor doch beunruhigt. Er schloss das Buch und sah seinem Mitarbeiter geradewegs ins Gesicht. »Woher weißt du das alles?«

»Ich habe einen kantonesischen Freund. Er warnte mich, damit ich fliehen und mein eigenes Leben retten kann.«

»Wahrscheinlich solltest du das besser auch tun«, sagte Taylor, der die Gefahr jetzt ernst nahm. »Warum fährst du nicht über das Wochenende zu deiner Schwester aufs Land?«

»Aber, ehrenwerter Lehrer, was wird mit Ihnen ... und all den anderen?«

»Ich weiß noch nicht genau, was wir tun werden, aber danke für die Warnung.«

Angesichts der drohenden Gefahr rief Taylor einige Missionare zusammen. Sie kamen zu dem Ergebnis, dass – wenn Polizei und Bürgermeister sie nicht schützen würden – sie sich nur noch an Gott wenden konnten. Also begannen sie zu beten.

Zu dem Zeitpunkt, da sie beteten, traf sich der Bürgermeister mit einem höheren Staatsbeamten und erzählte ihm von dem Plan, die Missionare zu ermorden.

»Das ist eine gefährliche Idee«, sagte dieser. »Es wird internationale Verwicklungen geben.«

»Ich werde einfach behaupten, ich hätte von nichts gewusst«, sagte der Bürgermeister und zuckte mit den Achseln. »Ich werde die Kantonesen verantwortlich machen. Wenn sie angeklagt werden, bin ich beide Seiten los, die Engländer und die Kantonesen.«

»Damit kommen Sie nicht durch«, sagte der Staatsbeamte. »Sie vergessen, dass ich von dem Plan weiß. Sie sollten dem Ganzen besser einen Riegel vorschieben.«

Der Bürgermeister schickte daraufhin eine Botschaft an die Kantonesen mit dem Befehl, den Missionaren kein Haar zu krümmen.

Als die Missionare im Nachhinein erfuhren, dass Gott ihre Rettung genau während der Zeit ihrer Gebete veranlasst hatte, war ihre Freude übergroß, und sie priesen Gott dafür, dass Er sie bewahrt hatte.



Vertrauen bedeutet zu glauben,
dass Gott dich beschützen kann.



*Ich will Zuflucht nehmen zum Schatten deiner Flügel,
bis das Verderben vorübergezogen ist.*

(Psalm 57,2b)



1. Warum wollten die Kantonesen die Missionare umbringen?
2. Wie beschützte Gott sie?
3. Erzähle eine Begebenheit, bei der du Angst hattest, jemand würde dir etwas zuleide tun. Hast du gebetet, dass Gott dich beschützt? Was ist passiert?

Gehorsam

WARUM SIND SIE NICHT FRÜHER GEKOMMEN?

Hudson Taylor war entmutigt. Nun predigte er seit einem Jahr in der Stadt Ningbo. Die Chinesen waren sehr höflich und liebten es, sich zu versammeln, um ihm zuzuhören. Gespräche über neue Ideen waren ein Vergnügen für sie. Aber keiner schien das Evangelium ernst zu nehmen. Keiner glaubte es.

Und dann, nach einer Ansprache, als Taylor am liebsten aufgegeben hätte, stand ein angesehener Chinese auf und richtete das Wort an seine Landsleute.

»Ich bin seit langer Zeit auf der Suche nach der Wahrheit«, sagte er ernst. »Mein Vater und meine Vorfahren vor ihm suchten alle nach der Wahrheit, aber sie fanden sie niemals. Ich bin auf der Suche nach ihr lange und weit gereist. Ich habe die Lehren des Konfuzius, den Taoismus und den Buddhismus erprobt, aber ich fand keine Ruhe.«

Taylor sah den Mann mit neuem Interesse an. Er wusste, dass er zu den führenden Buddhisten in Ningbo gehörte, die sich zu einer Art Gesellschaft zusammengeschlossen hatten. Was sagte er da? Sagte er, dass seine Religion ihm keinen Frieden gab?

»Aber heute Abend«, fuhr der Mann ehrlich fort, »heute Abend habe ich Ruhe gefunden. Ich habe die Wahrheit gehört, und von diesem Tag an glaube ich an Jesus Christus.«

Hudson Taylor traute seinen Ohren kaum. Konnte das wahr sein?

Kurze Zeit später bewies der Mann seine Ernsthaftigkeit, indem er Hudson Taylor mitnahm in den buddhistischen Tempel und

dort ein Glaubenszeugnis gab. Bald darauf wurde auch ein Freund des Mannes Christ und ließ sich taufen.

Allerdings hatte dieser Mann bereits wenige Tage nach seiner Bekehrung eine sehr schwierige Frage, mit der er sich an Hudson Taylor wandte: »Wie lange wissen die Menschen in Ihrem Land schon von Jesus Christus?«

»Oh, Hunderte von Jahren«, antwortete Hudson Taylor.

»Was?«, rief der Mann erstaunt aus. »Sie wussten schon seit Hunderten von Jahren die Wahrheit und sind nicht gekommen, um sie uns zu erzählen? Mein Vater hat sein ganzes Leben nach der Wahrheit gesucht und ist gestorben, ohne sie gefunden zu haben. *Warum sind Sie nicht früher gekommen?*«

Das war eine schwierige Frage. Jesus hatte Seinen Jüngern befohlen, in alle Welt zu gehen und den Menschen das Evangelium zu bringen, aber zu oft gehorchen die Menschen diesem Befehl nicht. Dieser Mann kannte die Auswirkungen davon. Er kannte Menschen auf der Suche nach der Wahrheit, die auf jemanden warteten, der zu ihnen kam und sie ihnen sagte.

Im Gehorsam gegenüber seinem gerade gefundenen Heiland verbrachte dieser Buddhist den Rest seines Lebens damit, anderen Menschen von Jesus zu erzählen.



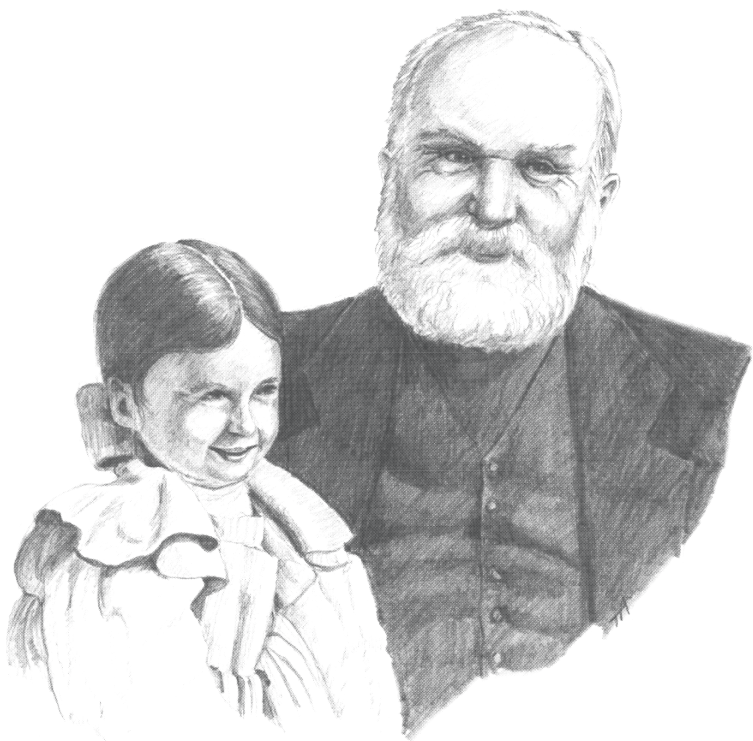
Gehorsam bedeutet zu tun, worum Gott dich bittet.



*Und er sprach zu ihnen: Geht hin in die ganze Welt
und predigt der ganzen Schöpfung das Evangelium.*
(Markus 16,15)



1. Warum war Hudson entmutigt?
2. Wonach hatte der buddhistische Mann sein ganzes Leben lang gesucht?
3. Fällt dir jemand ein, der Jesus Christus noch nicht kennt? Bete, dass Gott dir helfen möge, diesem Menschen die Gute Nachricht von Jesus zu erzählen.



Dwight L. Moody

EIN SCHUHVERKÄUFER FÜR GOTT

AIs junger Mann träumte Dwight L. Moody davon, reich zu werden. Er wurde am 5. Februar 1837 geboren. Mit 17 Jahren verließ er sein Elternhaus, um in Boston für seinen Onkel als Schuhverkäufer zu arbeiten. Dwight war der geborene Kaufmann, und mit 20 Jahren bekam er die große Chance, in Chicago für C. E. Wisell, den Schuhgiganten, zu arbeiten.

Aber der junge Dwight Moody kümmerte sich auch um die Kinder in den Slums von Chicago. Er half, eine Sonntagsschule einzurichten, die sich mit der Zeit zu einer eigenständigen Gemeinde, der Illinois Street Church, entwickelte. Nach ein paar Jahren hängte er seinen Kaufmannsberuf für immer an den Nagel, denn es war viel aufregender, Kinder zu Gott als Schuhe »an den Mann« zu bringen.

Der YMCA (in Deutschland: der CVJM) ernannte Dwight L. Moody zum Missionar. Als Moody im Jahr 1867 vor einer YMCA-Versammlung eine Rede hielt, forderte ihn ein Evangelist namens Henry Varley mit folgenden Worten heraus: »Die Welt wartet noch darauf, sehen zu können, was Gott mit einem Mann anfangen kann, der sich Ihm ganz übergeben hat.« Diese Worte sprachen Moody direkt an. Er beschloss, dieser Mann zu werden – er würde sein ganzes Leben Gott zur Verfügung stellen!

1870 hörte er auf einer Tagung des Internationalen YMCA-Verbandes einen Sänger, der mit wunderschöner Stimme Choräle vortrug. Er lud diesen Mann, Ira Sankey, ein, ihn bei seinen Evangelisationsreisen als Sänger zu begleiten. Und die nächsten 20 Jahre

lang waren diese beiden, »Moody und Sankey«, ein weltbekanntes Duo für Gott.

Am 8. Oktober 1871 wurde bei einem Großbrand in Chicago nicht nur Moodys Gemeindehaus, das YMCA-Gebäude, sondern auch die Illinois Street Church zerstört. Aber Dwight Moody sah die Zerstörung seiner bisherigen Wirkungsstätten als Möglichkeit, etwas Neues zu beginnen. Jetzt konnte er noch mehr Menschen die Gute Nachricht bringen. Die Zeit der großen evangelistischen Einsätze begann.

Obwohl Moody keine besondere theologische Ausbildung hatte, gründete er das Northfield-Seminar für Mädchen und die Mount-Hermon-Schule für Jungen in Massachusetts. Er half auch in Chicago bei der Einrichtung einer Bibelschule für Frauen und Männer. Erst nach seinem Tod wurde diese Schule in »Moody Bible Institute« umbenannt.

Kurz vor der Jahrhundertwende zwang ihn sein schwächer werdendes Herz, die evangelistischen Reisen einzuschränken. Dwight L. Moody starb im Alter von 62 Jahren am 22. Dezember 1899 in seinem Haus in Northfield, wo er auch beerdigt ist.

Reue

VIEL BESSER ALS SCHUHE VERKAUFEN!

Niemand – wirklich niemand – konnte den Sonntagsschulraum besser mit Kindern füllen als der junge Moody. Die ganze Woche über arbeitete er als Schuhverkäufer für eine der größten Schuhfabriken Chicagos. (Er war auch ein sehr guter Geschäftsmann und hatte vor, viel Geld zu verdienen.) Aber sonntags ging er durch die Straßen und sprach alle Kinder an, die ihm über den Weg liefen. Er nahm sie alle zur Sonntagsschule mit.

Nachdem er sie alle dort abgeliefert hatte, dachte er allerdings, dass seine Aufgabe jetzt erledigt wäre. Jemand anders war dafür zuständig, ihnen aus der Bibel vorzulesen und die entsprechenden Stellen zu erklären, oder etwa nicht?

Jedenfalls war Moody dieser Meinung, bis eines Tages Mr. Hibbert krank war und er nun gebeten wurde, dessen Klasse von zwölfjährigen Mädchen zu unterrichten. Die Mädchen alberten die ganze Stunde über herum – sie lachten ihm einfach ins Gesicht! Moody musste sich auf die Zunge beißen, um sie nicht einfach nach Hause zu schicken und ihnen zu sagen, dass sie niemals wiederkommen sollten.

Eines Tages betrat Mr. Hibbert das Schuhgeschäft und bat darum, Mr. Moody sprechen zu können. Er war noch nicht alt, aber er war krank und hatte einen schlimmen, rasselnden Husten.

»Wie kann ich Ihnen helfen, Mr. Hibbert?«, fragte Moody. »So, wie Sie aussehen, gehören Sie schleunigst ins Bett.«

Mr. Hibbert nickte traurig. »Ich leide unter Lungenbluten ...; der Arzt sagt, noch einen Winter in Chicago werde ich nicht

überleben. Also werde ich bald nach Hause fahren zu meiner Familie – um dort zu sterben, nehme ich an. Aber –.«

»Aber was?«, fragte Moody.

»Ich lasse meine Klasse nur sehr ungern zurück«, sagte der Sonntagsschullehrer. »Sehen Sie, nicht eines dieser Mädchen hat bis jetzt den Herrn als seinen Heiland angenommen. Wenn ich sie jetzt verlasse ...«

»Oh nein!«, dachte Moody. »Er wird mich doch hoffentlich nicht bitten, diese Klasse von furchtbaren Mädchen zu übernehmen, oder?« Er sagte rasch: »Aber warum besuchen Sie die Mädchen nicht – jedes einzeln, verstehen Sie – und sagen ihnen, wie besorgt Sie sind?«

Mr. Hibberts müdes Gesicht wurde froh. »Genau das wollte ich tun, Dwight. Aber ... ich weiß nicht, ob ich noch die Kraft habe. Würden Sie mich begleiten?«

Moody willigte gern ein. Das war schließlich das Mindeste, was er für den armen Mann tun konnte.

Und so ging Dwight Moody jeden Tag nach der Arbeit mit Mr. Hibbert zum Haus eines der Mädchen. Er half dem Lehrer die wackligen Treppen zu den kleinen Wohnungen hinauf und saß schweigend dabei, wenn Mr. Hibbert ganz offen mit jeder einzelnen Schülerin sprach. Moodys Verwunderung wuchs, als erst ein Mädchen, dann noch eines und schließlich sogar ein *drittes* Christus als seinen Erlöser annahm!

Nach zehn Abenden mit Gesprächen hatte jedes Mädchen in Mr. Hibberts Klasse ihr Leben dem Herrn Jesus übergeben. Am letzten Tag vor seiner Abreise brachte Moody die Mädchen alle noch einmal zu ihrem Lehrer, damit sie sich verabschieden konnten. Es war eine richtige Gebetsrunde, als die Mädchen Gott für ihren Lehrer dankten und für ihn beteten.

Am nächsten Tag ging Moody zum Bahnhof, um Mr. Hibbert zu verabschieden. Zu seiner Überraschung waren auch die Mädchen vollzählig erschienen und winkten unter Tränen, als der Zug dann abfuhr. Mr. Hibbert stand auf dem hinteren Bahnsteig, ein friedvolles Lächeln auf dem Gesicht. Sein Finger deutete zum Him-

mel. Dort würde er alle seine Schülerinnen eines Tages wiedersehen.

Dwight Moody glaubte, sein Herz müsste bersten, so voll war es. »Oh Gott!«, rief er. »Schuhe verkaufen und Geld zu verdienen, scheinen total unwichtig zu sein neben all dem, was ich in den letzten zwei Wochen gesehen habe. Vergib mir, Herr, dass mir bis jetzt die falschen Dinge wichtig waren. Von heute an möchte ich Mädchen und Jungen und auch Erwachsenen die Gute Nachricht von Dir sagen. Ich bin Dein Mann – den ganzen Tag!«



Reue bedeutet nicht nur, für Sünde um Vergebung zu bitten, sondern auch, dann in eine neue Richtung zu marschieren.



Naht euch zu Gott, so naht er sich zu euch! Reinigt die Hände, ihr Sünder, und heiligt eure Herzen, die ihr geteilten Herzens seid!

(Jakobus 4,8)



1. Dwight L. Moody war schon Christ und brachte Kinder in die Sonntagsschule. Warum musste er trotzdem sein bisheriges Verhalten bereuen und es ändern?
2. Was bedeutet es im obigen Bibelvers, »geteilten Herzens« zu sein?
3. Was könnte es in deinem Leben geben, das dich von Gott wegzieht und davon abhält, das Evangelium weiterzusagen?

Kühnheit

DIE NACHT, ALS CHICAGO BRANNT

Dwight L. Moody ließ den Blick über den vollen YMCA-Saal schweifen. Männer, Frauen und auch Kinder saßen dort, um seine Predigt zu hören. »Fragen Sie sich: ›Wie stehe ich zu Jesus Christus?‹«, sagte er noch einmal. Die Menschen waren rastlos – der Lärm des geschäftigen Treibens der Stadt schien bis in den Saal zu dringen; man hörte das Geräusch hastender Füße und entfernte Rufe.

»Gehen Sie nach Hause und denken Sie in der nächsten Woche über diese Frage nach«, drängte er. »Und dann kommen Sie nächste Woche wieder und erzählen Sie mir, was Sie mit Jesus Christus anfangen werden. Mr. Sankey, stimmen Sie bitte ein Lied an.«

Dwight Moody übergab nun die Versammlung seinem musikalischen Leiter. Der volle Bariton von Ira Sankey spornte die Menschen immer zu begeistertem Singen an. Außer am heutigen Abend. Alle schienen seltsam abgelenkt zu sein – durch einen eigenartigen Geruch, die merkwürdige Färbung des Himmels vor den Fenstern und durch Kirchenglocken, die läuteten. Sankey begann die erste Strophe seines Liedes:

So wie ich bin, so muss es sein,
Nicht meine Kraft, nur Du allein!
Dein Blut wäscht mich von Flecken rein.
O Gottes Lamm, ich komm, ich komm!

Aber nur wenige Leute sangen. Als Moody alle verabschiedet hatte, ging er mit Sankey nach draußen, um zu sehen, was dort im Gange

war. Gerade galoppierte ein Gespann von Pferden mit einem Schlauchwagen donnernd die Straße hinunter. In der Ferne glühte der Horizont orangerot.

Chicago brannte! Nicht nur ein paar Häuser, sondern ganze Stadtteile standen in Flammen!

Ira ging ins YMCA-Gebäude zurück, um einige Wertgegenstände zu retten. Moody rannte zur Illinois Street Church. Diese Kirche war aus einer Sonntagsschule entstanden, die er vor einigen Jahren begonnen hatte. Als er endlich sein Haus erreichte, wo seine Frau Emma und die zwei Kinder schon angstvoll auf ihn warteten, standen der YMCA und die Illinois Street Church bereits in Flammen.

Aber das Feuer schien sich in eine andere Richtung auszubreiten, und die Familie ging zu Bett. Alle versuchten zu schlafen. Kurz nach Mitternacht hörten sie jemanden gegen die Tür hämmern. »Alles raus! Alles raus!«, schrie ein Polizist. »Das Feuer kommt genau in diese Richtung!«

Ein Nachbar nahm die beiden Kinder der Moodys mit, damit sie in seiner Kutsche mit ihm aus der brennenden Stadt flüchten konnten. Dwight und Emily Moody flohen zu Fuß. Sie hatten ein paar ihrer Habseligkeiten in einem Kinderwagen bei sich.

Als das Feuer endlich vorbei war, waren fast 300 Menschen tot, 17 000 Gebäude waren zerstört und etwa 90 000 Menschen waren obdachlos – auch die Familie Moody.

»Emma«, sagte Moody heiser, als sie vor dem Haufen Asche standen, das einmal ihr Haus gewesen war, »ich habe einen großen Fehler gemacht.«

War ihrem Mann etwas eingefallen, was er vergessen hatte, vor den Flammen zu retten?

Nein, Dwight Moody dachte an etwas anderes. »Ich habe den Leuten eine Woche gegeben, um sich zu überlegen, wie sie zu Jesus Christus stehen«, sagte er traurig. »Aber sie hatten keine Woche mehr. Ich will nie wieder die Chance verpassen, die Menschen zu fragen: ›Wie stehen Sie *heute* zu Jesus Christus?«



Der Mut, den Menschen von Jesus zu erzählen,
kommt, wenn man merkt, dass die Frage nach dem Retter
nicht immer »bis morgen« Zeit hat.



*Siehe, jetzt ist die wohllangenehme Zeit,
siehe, jetzt ist der Tag des Heils.*
(2. Korinther 6,2b)



1. Warum gab deiner Meinung nach Dwight Moody seinen Zuhörern eine Woche Zeit, um zu überlegen, wie sie zu Jesus Christus ständen?
2. Warum sagte Dwight, dass er so etwas nie wieder tun würde?
3. Gibt es jemanden, dem du schon lange von Jesus erzählen möchtest? Bitte Gott um den Mut, das möglichst bald zu tun.

Stärke

»DAS SCHIFF SINKT!«

Papa, du solltest wirklich aufhören, so hart zu arbeiten. Der Arzt sagt, wenn du nicht kürzertrittst, bringst du dich noch selbst ins Grab.«

»Mmhmh«, murmelte Dwight L. Moody. Er lag in seiner Kojе auf einem Dampfschiff mit Namen »Spree«, das von England aus den Atlantik Richtung Amerika überquerte. Wie üblich war er seekrank. Könnte der Arzt recht haben? Moody war erst 55 Jahre alt, aber er hatte Übergewicht, und in der letzten Zeit fühlte er sich sehr oft müde. Aber wie konnte er kürzertreten? Schließlich war im nächsten Jahr, 1893, die Weltausstellung in Chicago – und er bereitete einen evangelistischen Einsatz vor, der sechs Monate dauern sollte, um all die Menschen zu erreichen, die diese Weltausstellung besuchten. Aber vielleicht konnten andere einen Großteil der Predigten übernehmen. Vielleicht ...

In diesem Moment gab es einen gewaltigen Ruck, und das Schiff begann, bedrohlich zu schlingern. Will rannte auf Deck, um nachzusehen, was passiert war, und kam mit einer schrecklichen Nachricht zurück: »Papa, die Antriebswelle ist gebrochen. Wasser dringt überall ins Schiff ein – ich glaube, wir sinken!« Verängstigte Passagiere drängten sich an Deck. Das Heck des Schiffes lag sehr tief im Wasser. Die raue See warf den Dampfer hin und her. Der Kapitän und die Besatzung besprachen die Lage. Sollte man auf dem Schiff bleiben oder die Rettungsboote zu Wasser lassen? Es wurde beschlossen, zunächst auf dem Schiff auszuharren und von dort Leuchtsignale zu geben, indem man hoffte, dass ein anderes Schiff ihnen zu Hilfe kommen würde.

Die erste Nacht war schrecklich. Keiner schlief. Alle Passagiere drängten sich im Aufenthaltsraum zusammen. Sogar Dwight Moody kämpfte. Er hatte keine Angst vor dem Sterben; er wusste, dass er bei Jesus im Himmel sein würde. Aber seine Frau und seine anderen Kinder auf dieser Erde niemals wiederzusehen ... so viel Arbeit unerledigt zurückzulassen ... Er schrieb später: »Es war die dunkelste Stunde meines Lebens.«

Am nächsten Morgen durfte Moody einen Gottesdienst im Salon abhalten. Er las Psalm 107, die Verse 23-28: »Die sich auf Schiffen aufs Meer hinabgegeben ... Dann schreien sie zu dem HERRN in ihrer Bedrängnis, und er führt sie heraus aus ihren Drangsalen.« Ebenso Psalm 91,11: »Denn er wird seinen Engeln über dir befehlen, dich zu bewahren auf allen deinen Wegen.« Viele der Passagiere wurden getötet – Dwight Moody selbst eingeschlossen. Ob er nun starb oder nicht, es lag alles in Gottes Hand. Gottes Wille war das einzig Wichtige.

In dieser Nacht ging Moody zu Bett und schlief sofort fest ein. Mitten in der Nacht rüttelte ihn sein Sohn Will wach. »Komm schnell mit!«, sagte dieser aufgeregt. Oben auf Deck konnten sie die Lichter eines anderen Schiffes sehen, das in ihre Richtung fuhr. Es war ebenfalls ein Dampfschiff, die »Lake Huron«. Trotz der stürmischen See wurden zwischen beiden Schiffen Tauen gespannt. Die Gefahr war noch nicht vorüber, aber irgendwie schaffte es die »Lake Huron«, die angeschlagene »Spree« ins Schlepptau zu nehmen und mit ihr wieder England anzusteuern. Das dauerte acht Tage.

Dankbar und froh, wieder in Sicherheit zu sein, dachte Dwight, dass Gott nicht ohne Grund sein Leben verschont hatte. »Ich kann jetzt nicht kürzertreten!«, sagte er zu Will. »Gott hat Arbeit für mich! Hunderttausende von Menschen kommen zur Weltausstellung nach Chicago – und sie alle brauchen einen Heiland. Und wenn Gott Arbeit für mich hat, dann gibt Er mir auch die Kraft, sie zu tun.«



Stärke ist die Kraft, die Gott dir gibt, um eine Arbeit zu beenden,
auch wenn du dich schwach fühlst.



*Und er hat zu mir gesagt: Meine Gnade genügt dir,
denn meine Kraft wird in Schwachheit vollbracht.*

(2. Korinther 12,9)



1. Wie fühlte sich Dwight Moody, als er dachte, das Schiff würde sinken?
2. Warum dachte Moody, dass es Gottes Plan für ihn war, weiter hart zu arbeiten und jeden Tag vor Menschen zu predigen (indem er sogar den Rat des Arztes nicht beachtete)?
3. Hast du Gott schon einmal gebeten, dir Kraft zu geben, etwas für Ihn zu tun, auch wenn du selbst dich kraft- und machtlos gefühlt hast? Was ist dann geschehen?



Mary Slessor

PIONIERMISSIONARIN IN CALABAR

Mary Slessor wurde 1848 in Aberdeen (Schottland) geboren. Sie war Tochter eines Schuhmachers. Als David Livingstone, der berühmte Missionar und Afrika-Erforscher 1873 starb, weckte sein Vorbild bei vielen den Wunsch, Missionar zu werden – diese rot-haarige junge Dame eingeschlossen. Etwa drei Jahre später landete sie in Calabar (das heute zu Südost-Nigeria in Westafrika gehört). Sie war gerade 27 Jahre alt.

Marys erster Auftrag brachte sie zu einer Missionsstation an der Küste. Der große Unterschied zwischen dem europäischen und dem afrikanischen Lebensstil war Mary unangenehm. Sie entschied sich für den einfachen afrikanischen. Dies bot auch die Möglichkeit, das Geld, das sie verdiente, an ihre Familie nach Schottland zu schicken.

Aber Mary war eine Pioniermissionarin; wie vor ihr David Livingstone wollte sie ins Innere Afrikas reisen. Sie wollte den Okoyong, die noch nie das Evangelium gehört hatten, die Gute Nachricht von Jesus bringen.

Als sie dort ankam, wurden die Geschäfte in der Hauptsache mit Gin (Branntwein), Revolvern und Ketten gemacht. Mary ermutigte die Menschen, mehr landwirtschaftliche Produkte anzubauen, damit sie mehr zu verkaufen hätten: Das würde sie auch davon abhalten, zum Gin zu greifen und Zweikämpfe auszutragen.

Mary glaubte auch daran, dass die Weitergabe der Frohen Botschaft und der Schulunterricht Hand in Hand gehen müssten. Die Menschen mussten lesen lernen, damit sie die Bibel selbst lesen konnten. Sie stellte auch die Sitten und Gebräuche infrage, die mit

den Lehren der Bibel unvereinbar waren, zum Beispiel Zauberei, Zwillingsmord, Menschenopfer, Polygamie und Sklavenhandel. Ihr Ruf als Friedensstifterin brachte auch Häuptlinge aus anderen Stämmen dazu, ihren Rat zu suchen. Im Jahr 1892 wurde sie von der britischen Regierung in das Amt eines Vizekonsuls für dieses Gebiet berufen. (Ein Vizekonsul ist vergleichbar mit einem obersten Richter. Nigeria war damals britische Kolonie.)

1902, nach etwa 15 Jahren Aufenthalt unter den Okoyong-Stammesangehörigen, ließen sich elf junge Menschen taufen, sieben von ihnen waren ihre Adoptivkinder. Aber Mary war ruhelos. Immer noch gab es Stämme, die nie zuvor von Jesus Christus gehört hatten! 1904 hatte sie Urlaub und hätte nach Schottland zurückkehren können. Stattdessen verwendete sie ihre Zeit und ihr eigenes Geld, um eine neue Missionsstation zu eröffnen, damit auch die wilden Stämme (die Aro und Ibibio) erreicht werden konnten.

Schließlich erkrankte sie am 13. Januar 1915, im Alter von 66 Jahren, ein letztes Mal an Fieber und Ruhr, und so ging ihr irdisches Leben zu Ende. Aber in dem Geist, in dem sie damals ihre Arbeit getan hat, geht auch heute noch die Arbeit der Boten Jesu in dieser Gegend weiter.

Mut

DIE HERAUSFORDERUNG

Der üppige rote Schopf war alles, was von Mary Slessor zu sehen war, als sie durch die engen Straßen im Elendsviertel von Dundee in Schottland marschierte. Ein schnatternder und lachender Haufen von Jungen und Mädchen umringte sie. Die junge Fabrikarbeiterin war früh aufgestanden, hatte an die Türen der trostlosen kleinen Häuser geklopft und verschlafene Kinder eingesammelt und war jetzt mit ihnen auf dem Weg zur Sonntagsschule in der Wishart-Kirche.

Aber als sie um die nächste Ecke bogen, stand sie mit den Kindern vor einer Gruppe von jungen Rowdies. »Wir wollen Sie hier nicht«, knurrte der größte Junge, zweifellos der Anführer. »Hauen Sie ab – raus hier!«

Verängstigt drängten sich die Kinder hinter Mary zusammen. Aber die Zwanzigjährige blieb stehen, wo sie war.

»Nein, das werde ich nicht tun«, sagte sie. »Ich unterrichte heute in der Sonntagsschule. Warum kommt ihr nicht mit?«

Die Augen des Jungen wurden schmal: »Ich werde Sie schon dazu kriegen, dass Sie abhauen!« Während er sprach, zog er ein langes Seil aus der Tasche, an dessen Ende ein dickes Eisenstück hing. Als Mary sich nicht vom Fleck rührte, begann er das Seil über seinem Kopf kreisen zu lassen. Mary wich keinen Zentimeter. Mehrere Kinder hinter ihr schrien verängstigt auf, als das Eisenstück immer näher an Marys Kopf vorbeischwang. Bei der nächsten langsamen Runde ritzte das kantige Stück ihre Stirn leicht auf, ohne dass Mary mit der Wimper zuckte.

Erstaunt von ihrem Mut, fing der große Junge das Seil ein. »Wow, Jungs, das hätte ich nicht gedacht«, sagte er mit Respekt und trat zur Seite. Als Mary die kleineren Kinder um sich scharte und die Stufen zum Sonntagsschulraum hinunterging, marschierten die größeren Jungen alle hinter ihr her.

Viele Jahre später, als Mary Missionarin war und in einer Lehmhütte am Calabar-Fluss in Westafrika lebte, bekam sie ein Päckchen aus Schottland. Lächelnd packte sie ein gerahmtes Bild aus, das einen gut aussehenden jungen Mann mit einer hübschen Frau und mehreren kleinen Kindern zeigte. »Wer ist das, Mama?«, fragte Janie, ihre afrikanische Adoptivtochter, als sie das Bild sah.

Und so erzählte Mary Janie und ihren anderen Adoptiv-Kindern die Geschichte von dem Rowdy, der zur Sonntagsschule gekommen war. Jetzt war er erwachsen und hatte einen guten Beruf.

»Schau mal!«, rief Janie. »Dahinten steht etwas drauf!«

Dort stand: »Für Mary Slessor, in dankbarer Erinnerung an den Tag, der der Wendepunkt meines Lebens war«.



Mut bedeutet, geradezustehen für das, was recht ist,
auch wenn das Gefahr bedeutet.



*Daher, meine geliebten Brüder, seid fest, unbeweglich,
allezeit überströmend in dem Werk des Herrn, da ihr wisst,
dass eure Mühe nicht vergeblich ist im Herrn.*

(1. Korinther 15,58)



1. Was wäre deiner Meinung nach geschehen, wenn Mary Slessor an diesem Tag vor dem Rowdy davongelaufen wäre?
2. In welcher Hinsicht war Mary schon Missionarin, als sie mit diesem großen Jungen sprach?
3. Überlege, wie ein Christ wohl herausfinden kann, wo es nötig ist, mutig zu sein und »fest zu stehen«.

Erbarmen

»LAUF, MAMA! LAUF!«

Mary Slessor saß auf der Veranda vor ihrem Lehmhaus und wiegte ein Baby in ihren Armen. Zu ihren Füßen spielten noch einige Okoyong-Kinder. Man hatte ihr diese Kinder gebracht, weil sie entweder krank, verwaist oder unerwünscht waren. Das Missionshaus im Dorf Ekenge war gut bekannt als ein Ort, wo man Sicherheit und Zuflucht finden konnte.

In diesem Augenblick kam ein Junge aus dem Dorf den Weg in den Garten herangejagt. »Lauf, Mama! Lauf!«, schrie er und deutete auf den Dschungel.

Augenblicklich legte Mary das Baby in die Arme einer Helferin und rannte hinter dem Jungen her. Sie wusste, was dieser Schrei zu bedeuten hatte: Im nahe gelegenen Dorf waren Zwillinge geboren worden, und wenn sie nicht rechtzeitig dort ankam, würden sie vielleicht getötet werden.

Die Angehörigen des Okoyong-Stammes hatten Todesfurcht vor dem »Zwillings-Fluch«. Sie glaubten, wenn Zwillinge geboren wurden, müsse eines der Babys den Teufel zum Vater haben. Da sie nicht wussten, welches von beiden das war, wurden gewöhnlich beide Säuglinge im Dschungel ausgesetzt und dort dem Tod überlassen. Die Mutter wurde in Schande verstoßen.

Als Mary barfuß und ohne Kopfbedeckung durch den Dschungel rannte, stieß sie auf eine Gruppe von lauten, wütenden Menschen. Am Anfang des Zuges stolperte eine weinende junge Frau in zerrissenen Kleidern. Auf ihrem Kopf trug sie eine Holzkiste. Die Leute bespuckten sie und schrien Verwünschungen.

»Iye!«, stieß Mary atemlos hervor. Iye war eine hübsche Sklavin. Sie hatte bei ihrer Herrin einen guten Stand und wurde von ihr immer gut behandelt. Nun aber nahm Mary die Holzkiste und schrie fast vor Entsetzen laut auf. Zwei neugeborene Babys waren unten in die Kiste gestopft worden und lagen unter Iyes Töpfen und Pfannen. Aber ein Kind war noch am Leben!

Mary führte die Gruppe schnell den Weg zu ihrem eigenen Haus zurück. Aber als die Gruppe sich dem Dorf näherte, blieb sie stehen. Wenn sie die »verfluchte« Zwillingsmutter mit ihren Babys die Dorfstraße zum Markt hinunterführen würde, käme niemand aus dem Dorf auf die Idee, jemals wieder diese Straße benutzen. Und es war harte Arbeit, in diesem Teil des Dschungels eine gute Straße zu bauen. Wie konnte sie beiden helfen, der Zwillingsmutter *und* den Dorfbewohnern – auch wenn sie dachte, dass sie im Unrecht waren? Schnell bat sie einige der Männer aus dem Dorf, einen einfachen Durchgang durch die Büsche zu schlagen, der direkt zu ihrem Haus führte.

Als Iye sicher in Marys Haus angekommen war, wurde der tote Zwilling von der traurigen Mary im Garten christlich beerdigt. Den anderen Zwilling, den sie Susie nannte, ließ sie kaum aus ihren Armen. Neugierige Dorfbewohner kamen, um den »Monster«-Zwilling zu sehen, den die »weiße Ma« zu retten gewagt hatte. Aber alles, was sie sahen, war ein schönes, glückliches Kind, das sich in der warmherzigen Atmosphäre prächtig entwickelte.

Nach ein paar Tagen sandte Iyes Herrin die Nachricht, dass sie bereit war, Iye wieder aufzunehmen, wenn sie ohne das Kind käme. Iye, die alles, was geschehen war, bitter beklagt hatte, war nur zu gern bereit, die ganze Schande hinter sich zu lassen.

Bald war Baby Susie der Sonnenschein in Marys Haushalt. Sogar die Dorfbewohner begannen, sie zu mögen. Aber als sie anfang zu laufen, zog sie einen Topf mit kochendem Wasser vom Herd und verbrannte sich schwer. Als das Kind zwischen Leben und Tod schwebte, ruhte im Dorf alle Arbeit. Niemand ging aufs

Feld oder auf den Markt. Und als Susie an einem Sonntagmorgen nach Hause in den Himmel ging, trauerte das ganze Dorf mit Mary Slessor. Sogar Iye kam und weinte am Grab ihres Kindes. Der »verhexte Zwilling« wurde ein Segen für alle, die ihn kannten.



Erbarmen umfasst Freundlichkeit gegenüber den Unschuldigen und den Tätern.



*Glücklich die Barmherzigen,
denn ihnen wird Barmherzigkeit zuteilwerden.*
(Matthäus 5,7)



1. Warum dachten die Okoyong, Zwillingengeburt sei Ausdruck eines Fluches?
2. Inwiefern zeigte sich Mary Slessor gegenüber den Dorfbewohnern barmherzig, obwohl sie wusste, dass sie bezüglich des »Zwillings-Fluches« im Unrecht waren?
3. Was hat deiner Meinung nach der Herr Jesus gemeint, als Er sagte: »Glücklich die Barmherzigen, denn ihnen wird Barmherzigkeit zuteilwerden«?

Friedensstifter

IM WEG STEHEN

Das Missionshaus in dem Dorf Ekenge platzte langsam aus den Nähten. Missbrauchte Ehefrauen, ausgesetzte Kinder und entflozene Sklaven fanden dort Zuflucht und Sicherheit.

»Wirst du mir mit deinen Männern helfen, ein neues Haus zu bauen?«, fragte Mary Slessor ihren Freund, Häuptling Edem.

»Klar, Ma, klar. Wir freuen uns, wenn wir helfen können«, sagte der Häuptling, wippte mit seinem Stuhl zurück, bis er gegen die Wand seiner Hütte stieß, und paffte seine Pfeife.

Nachdem mehrere Tage vergangen waren und niemand sich hatte blicken lassen, um zu helfen, nahm Mary das große Buschmesser, die Machete, und begann selbst mit dem Roden am Rande des Dorfes.

Die Leute gingen vorbei und schüttelten die Köpfe. Warum nur hatte Mary es so eilig? Es gab doch immer ein Morgen.

Dies war ein Unterschied zwischen der europäischen und der afrikanischen Kultur, an den Mary sich denkbar schlecht gewöhnen konnte. Sie war eine Frau der Tat. Die Okoyong dagegen schienen es nie eilig zu haben, *außer* ...

Außer wenn die Zeichen auf Kampf standen.

Eines Morgens, als Mary gerade die Wände des neuen Missionshauses mit Lehm verputzte, hörte sie das Geräusch rennender Füße. Dann hörte man aus dem Dorf lautes Spektakel, gefolgt von lautem Rufen und noch mehr rennenden Füßen.

Besorgt wusch Mary den Lehm von ihren Händen und eilte ins Dorf. Aber alle Männer waren verschwunden!

»Diebe haben von Ma Emes Farm Sklaven gestohlen, zwei Männer und zwei Frauen«, berichtete ein kleiner Junge aufgeregt. Ma Eme war die Schwester des Häuptlings. »Jetzt sind sie weg, denn es geht um Recht und Gerechtigkeit.«

»Haben sie getrunken?«, fragte Mary.

Der Junge nickte.

Nun war Mary ernsthaft in Sorge. Die Vorstellung der Okoyong von Gerechtigkeit war gewöhnlich nichts anderes, als Rache zu nehmen an dem, der ihnen Unrecht getan hatte. Sie töteten, misshandelten, brannten Häuser oder Felder nieder oder stahlen Sklaven, bis ihr Rachedurst gestillt war. Und das Trinken von Alkohol machte alles nur noch schlimmer.

Sie rannte in den Wald und erreichte endlich den Häuptling und seine Krieger. Man hatte die Diebe in einem nahe gelegenen Dorf entdeckt. Allerdings waren auch die Diebe mit Macheten und Speeren bewaffnet, sodass bis dahin außer wütendem Geschrei und Beschimpfungen noch nichts geschehen war.

Mary marschierte auf den freien Platz zwischen den Gegnern. »Kämpfen und Töten sind der falsche Weg, um Probleme zu lösen«, sagte sie ernst. »Beide Seiten müssen sich gemeinsam hinsetzen und *palavern* (reden). Dann entscheiden wir, was zu tun ist.«

Die Krieger aus Ekenge waren wütend. Aber sie konnten die Diebe nicht töten, solange Ma Slessor im Weg stand. Enttäuscht öffneten sie ein Fass Gin. Bald waren alle sternhagelvoll. Dies machte es fast unmöglich, mit den beiden Seiten zu sprechen, aber Mary war fest entschlossen. Den ganzen Tag und die ganze Nacht stand sie zwischen ihnen, bemüht, jeden ruhig zu halten.

Endlich schaffte sie es, Häuptling Edem und den Anführer der Diebe zum gemeinsamen Gespräch zu überreden. Sie nahm den Dieben die Zusage ab, dass sie die Sklaven zurückgeben und Ma Eme mehrere Körbe voller Saatgut geben würden für all den Ärger, den sie verursacht hatten. Dann überredete sie Häuptling Edem, das Versprechen zu geben, dass es kein Gemetzel und keine Vergeltung geben würde.

Als der Morgen dämmerte, wanderte Mary müde nach Hause – mit Häuptling Edem, den befreiten Sklaven und den Kriegern, die jetzt einen Brummschädel hatten. Sie wusste, dass es für die Menschen hier schwer war, mit den alten Gewohnheiten zu brechen, selbst wenn sie aus der Bibel belehrt worden waren. Sklaverei und Alkoholmissbrauch waren immer noch große Probleme unter den Menschen. Aber sie war dankbar. Zumindest heute waren wertvolle Menschenleben gerettet worden.



Ein Friedensstifter ist jemand, der Feinde
mit einer friedlichen Lösung an einen Tisch bringt.



*Also lasst uns nun dem nachstreben, was zum Frieden
und was zur gegenseitigen Erbauung dient.*

(Römer 14,19)



1. Warum nahm Mary Slessor deiner Ansicht nach die Gefahr auf sich und stellte sich zwischen die feindlichen Lager?
2. Wie sah die Vereinbarung aus, die für beide Seiten Gutes enthielt?
3. Wie könntest du Friedensstifter zu Hause sein? In der Schule? Später im Beruf?



Amy Carmichael

MUTTER VIELER KINDER

Amy Carmichael wurde am 16. Dezember 1867 in Nordirland geboren. Ihr Vater war ein geachteter Bürger. Er besaß eine Mühle. Amy war gerade 17 Jahre alt, als sie Sonntagsschulklassen für die »Shawlies« einrichtete. Das waren die Mädchen, die in der Mühle arbeiteten und Schals trugen. Diese Zusammenkünfte waren bald so überlaufen, dass Amy der Meinung war, es müsste ein Gebäude her, in dem sie alle Platz hätten. Ihr Glaube und ihre Zuversicht waren mitreißend. Bald trafen sich die in der Mühle arbeitenden Mädchen in einem neuen Haus, das einfach »Das Willkommen« hieß. Dort gab es Bibelkreise, Musikunterricht, eine Abendschule, einen Nähklub, einen Müttertreff und einen monatlichen Gottesdienst, zu dem jeder kommen konnte.

1892, Amy war gerade 24 Jahre alt, spürte sie, dass Gott sie rief, das Evangelium zu Menschen in fernen Ländern zu bringen. Ausgestattet mit einer Empfehlung von den Leitern der Keswick-Vereinigung, wurde sie von der Zenana-Missionsgesellschaft der Kirche von England als Missionskandidatin angenommen und nach einem Zwischenaufenthalt in Japan im Oktober 1895 nach Indien geschickt. Kaum einer konnte ahnen, dass sie niemals nach Hause zurückkehren würde.

Amy stürzte sich auf ihr Sprachstudium. Sie lernte Tamilisch, eine in Südindien häufig gesprochene Sprache. Mit der Zeit fand sich eine Gruppe indischer Christinnen bei ihr zusammen, die sich »Leuchtende Juwelen« nannten. Diese Frauen zogen von Dorf zu Dorf und gaben das Evangelium weiter. Während dieser Reisen fielen Amy Carmichael die sogenannten »Tempelkinder« auf. Das

waren junge Mädchen, die in den Hindu-Tempeln »mit den Göttern vermählt wurden« – eine Zeremonie, die auch Prostitution einschloss. Um diesen Mädchen ein Heim zu bereiten, gründete Amy die Dohnavur-(*doh-nah-voor*-)Gemeinschaft. Bald war Amy *Amma* (Mutter) von Dutzenden kleiner Mädchen. Später nahm die Gemeinschaft auch kleine Jungen auf.

Im Oktober 1931 fiel Amy, mittlerweile fast 64 Jahre alt, in eine Grube und brach sich ein Bein. Sie wurde nie wieder ganz gesund und war die nächsten 19 Jahre an ihr Zimmer gebunden. Sie verfasste nach ihrem Unfall 13 Bücher und überarbeitete zusätzlich noch Bücher, die sie schon früher geschrieben hatte. In diesen Büchern sind viele Geschichten und Begebenheiten aus dem Leben von Mädchen und Jungen, Männern und Frauen festgehalten, die Gott durch die Arbeit der Dohnavur-Gemeinschaft kennenlernten.

Amy Carmichael starb am 18. Januar 1951, aber in dem Geist, in dem die Arbeit der Dohnavur-Gemeinschaft im Süden Indiens zu ihren Lebzeiten getan wurde, wird sie auch heute noch getan.

Opferbereitschaft

DIE BESTEN VON ALLEN JUWELEN

Nachdem Amy Carmichael als Missionarin in Indien eingetroffen war, beschloss sie, einen indischen *Sari* zu tragen und sich, so gut sie es konnte, an die indische Kultur anzupassen. Obwohl sie selbst keinen Schmuck trug, fand sie doch die goldenen und silbernen Halsketten, Ohrringe, Armreifen und Fußkettchen der indischen Frauen sehr hübsch.

Sogar die Mitglieder der »Leuchtenden Juwelen« – der Gruppe christlicher indischer Frauen, die zusammen mit Amy und der Guten Nachricht von Jesus Christus von Dorf zu Dorf zogen – waren vom Scheitel bis zu den Füßen mit Gold und Silber geschmückt. Aber Amy lernte bald, dass die Juwelen für eine indische Frau eine große Bedeutung hatten. Sie zeigten, wie reich ihre Familie oder wie bedeutend ihr Ehemann war oder zu welcher Kaste oder sozialen Gruppe sie gehörte. Amy bereitete dies Sorge – es schien ihr für Christen nicht gut zu sein, diese Dinge so wichtig zu nehmen. Trotzdem zögerte sie, etwas zu sagen. Sie mochte die Art nicht, wie einige andere englische Missionare indischen Christen beibrachten, sich in Bezug auf ihre Kleidung und ihr Verhalten den westlichen Maßstäben anzupassen.

»Herr«, betete sie, »wenn Du möchtest, dass die Frauen ihren Schmuck aufgeben, dann schenke bitte, dass sie sich selbst fragen, ob er nötig ist. Ich will da im Hintergrund bleiben.«

Eines Tages hörte Ponnamal, die zu den »Leuchtenden Juwelen« gehörte, wie ein kleines Mädchen sagte: »Wenn ich groß bin, möchte ich mich auch den ›Leuchtenden Juwelen‹ anschließen, dann kann ich so schöne Juwelen tragen, wie Ponnamal sie hat.«

Das ließ der aufrichtigen indischen Frau keine Ruhe. Das war kein guter Grund, den »Leuchtenden Juwelen« beizutreten!

Ponnamal betete und fragte Gott, was sie tun sollte. Sie wusste, dass eine indische Frau völlig ohne Juwelen ausgelacht werden würde. Aber dann schien Gott zu ihr zu sagen: »Du wirst eine prachtvolle Krone in der Hand des Herrn sein.« Ponnamal wurde plötzlich bewusst, dass sie für Gott wie ein Juwel war, auch wenn sie überhaupt keinen Schmuck trug.

Ponnamal legte ihren gesamten Schmuck ab. Auch von den anderen Frauen der »Leuchtenden Juwelen« nahm eine nach der anderen ihre Juwelen ab. Natürlich gab es viele Leute, die über sie lachten. Diese Christen waren doch sehr seltsam! Aber manche Mädchen und Frauen bemerkten auch, wie diese Christen sich liebten und sich gegenseitig halfen, als ob sie Schwestern wären, unabhängig von Reichtum oder Kaste. Viele kamen, um der Gruppe beizutreten – und später wollten sie auch in der Dohnavur-Gemeinschaft mitarbeiten. Woran konnten die Menschen erkennen, dass sie dieser besonderen Gruppe angehörten? Keine der Frauen trug Schmuck. Aber viele hatten neue Namen wie »Juwel des Sieges« oder »Juwel des Lobes«.

Viele Jahre später sagte ein Wachmann, der die Frauen vor Überfällen schützen sollte, zu Amy: »Wenn diese vielen Hundert Mädchen alle Juwelen tragen würden, wie es die indische Sitte verlangt, würde man für alles Geld der Welt keinen Wachmann finden, der sie beschützt.« Mit dankbarem Herzen sah Amy, wie Gott das Opfer der Frauen benutzt hatte, um sie vor Gefahr und Leid zu bewahren.



Opferbereitschaft ist gleichbedeutend mit dem Willen,
für Gott etwas aufzugeben.



*Ich ermahne euch nun, Brüder, durch die Erbarmungen Gottes,
eure Leiber darzustellen als ein lebendiges, heiliges, Gott
wohlgefälliges Schlachtopfer, was euer vernünftiger Dienst ist.*

(Römer 12,1)



1. Warum beschloss Ponnamal, ihre Juwelen abzulegen?
2. In welcher Weise beeinflusste dies das Denken der anderen christlichen Inderinnen? Wie wurde unter den nichtchristlichen Frauen die Meinung hinsichtlich der Christen beeinflusst?
3. Wie können wir uns hier in unserem Land als lebendige Opfer für Gott darstellen? Überlege so viele Einzelheiten wie möglich.

Barmherzigkeit

»KINDERFANGENDE MISSIE AMMAL«

Während Amy Carmichael mit den »Leuchtenden Juwelen« von Dorf zu Dorf zog, um das Evangelium weiterzugeben, fielen ihr die kleinen Mädchen auf, die in den Hindu-Tempeln zu wohnen schienen. Sie waren wunderschön gekleidet und sehr hübsch.

»Wer sind diese Kinder?«, fragte sie.

»Das sind die Tempelkinder«, antwortete Ponnamal traurig.
»Sie sind den Göttern vermählt.«

Amy war entsetzt. Wie konnte jemand sein Kind an den Tempel abgeben oder verkaufen? Nach und nach erfuhr sie den Grund. Wenn die Eltern nicht in der Lage waren, eine gute Ehe zu arrangieren (was in Indien schon in ganz jungen Jahren getan wird), dann wurden die Kinder »den Göttern vermählt«, um Schande zu vermeiden. Oder es kam vor, dass eine Witwe ihr Kind an den Tempel verkaufte, um dringend benötigtes Geld zu erhalten. Oder man erfüllte damit ein Versprechen oder einen religiösen Schwur. Worin auch immer der Grund bestand, Amy wusste, dass dies für die Kinder entsetzlich war.

Sie beschloss, etwas dagegen zu unternehmen. Manchmal versuchte sie, die Kinder vom Tempel wegzulocken. Doch die Tempelkinder wurden Tag und Nacht gut bewacht.

»Sieh dich vor«, bekamen die Kinder zu hören, »oder du wirst gefangen von der kinderfangenden Missie Ammal.« (*Ammal* bedeutet »Mutter« auf Tamilisch.)

Am 6. März 1901 kamen Amy und die »Leuchtenden Sterne« spät abends von einer monatelangen Reise zurück. Am nächsten

Morgen saß Amy auf der Veranda und genoss ihren Tee, als eine Nachbarin ein kleines Mädchen zu ihr brachte, das sie in der Nacht zuvor gefunden hatte.

Das Kind kletterte sofort auf Amys Schoß. »Bist du die kinderfangende Missie Ammal?«, fragte die Kleine. »Ich heiße Preena, und ich möchte bei dir bleiben – für immer!«

Nach und nach erzählte Preena ihre Geschichte. Ihre Mutter hatte sie mit den Göttern vermählt, aber sie hatte immer Angst. Einmal war sie davongelaufen und nach Hause zu ihrer Mutter gerannt. Aber ihre Mutter brachte sie gleich danach zurück, und ihre Hände waren als Strafe für das Davonlaufen mit einem heißen Eisen verbrannt worden. Jetzt wurde sie scharf bewacht.

Aber immer noch wollte die siebenjährige Preena weglaufen. Wie sie es am 6. März schaffte, sich an den Wächtern vorbeizuschleichen, wusste sie nicht. (»Ein Engel muss sie aus ihrem Gefängnis geführt haben«, dachte Amy, »genau wie den Apostel Petrus.«) Wenn Preena ein paar Tage früher weggelaufen wäre, wäre Amy noch nicht zu Hause gewesen. Und wenn die Nachbarin sie schon früher am Tag gefunden hätte, dann hätte sie das Kind wieder in den Tempel zurückgebracht. Nur Gott konnte so einen perfekten Plan erdacht haben.

Nun war Amy überzeugt, dass Gott Preena zu ihr geschickt hatte, damit sie sich um das Mädchen kümmern konnte. »Aber«, dachte die Missionarin im Stillen, »wie soll ich auf sie achten während der langen Reisen, wenn ich von Dorf zu ziehe, um das Evangelium weiterzugeben?«

Gott gab ihr bald eine Antwort. Amy erkannte, dass sie und die »Leuchtenden Juwelen« die Reisen aufgeben mussten, wenn immer mehr Tempelkinder bei ihnen Schutz suchten. Dann war es notwendig, den Kindern ein Heim zu geben. Sie nannte dieses Haus »Dohnavur-Gemeinschaft«.

Ein altes indisches Sprichwort lautet: »Kinder fesseln die Füße ihrer Mutter.« Das bedeutet, dass eine Mutter nicht mehr kommen und gehen kann, wann sie will. Ihre erste Aufgabe sind ihre Kinder.

Amy ließ ihre Füße »fesseln«, weil sie Erbarmen mit den Tempelkindern hatte. Sie hatte nicht nur Mitleid. Weil sie handelte, wurde durch ihr Erbarmen das ganze Leben der Kinder verändert.



Barmherzigkeit ist Mitgefühl für eine andere Person, das über bloßes Mitleid hinausgeht und dich anpacken lässt.



*So spricht der HERR der Heerscharen:
Übt ein wahrhaftiges Gericht und erweist Güte und
Barmherzigkeit einer dem anderen.
(Sacharja 7,9)*



1. Warum war Amy barmherzig zu den Tempelkindern?
2. Was ergab sich aus ihrer Barmherzigkeit für diese Kinder? Welche Veränderungen brachte sie in Amys Leben?
3. Gibt es in deiner Nachbarschaft oder in deiner Schule jemanden, der dir leidtut? Könnte es diesem Menschen vielleicht helfen, wenn du freundlich und hilfsbereit wärest? Wie würde sich dein Leben dadurch verändern?

Dienstbereitschaft

SCHMUTZIGE ARBEIT FÜR GOTT

Die Glocke am Eingang zur Dohnavur-Gemeinschaft klingelte Sturm. Als Amy Carmichael das Tor öffnete, stand einer der einheimischen Pfarrer vor ihr, mit einem Baby auf dem Arm.

»Sie ist erst 13 Tage alt«, berichtete er. »Ich habe sie aus dem Hindu-Tempel gerettet. Kannst du sie nehmen, Amma?«

»Ohhhh!«, staunte die zehn Jahre alte Preena, als sie das winzige Gesicht sah. »Darf ich ihr einen Namen geben?« Preena war das erste der Tempelkinder gewesen, die bei Amy Schutz gefunden hatten. Amy lächelte und nickte zustimmend, worauf Preena ihren Vorschlag machte: »Nennen wir sie doch *Amethyst* – das ist einer der Edelsteine in der Heiligen Stadt.«

Als noch ein Baby nach Dohnavur gebracht wurde, gab Preena ihm den Namen *Saphir*.

Im Jahr 1904 wohnten schon 17 Kinder in der Dohnavur-Gemeinschaft – sechs davon waren aus den Hindu-Tempeln gerettet worden. Aber diese kleinen »Juwelen« machten eine Menge Arbeit, vor allen Dingen die Babys. Füttern, Bäuerchen, Windeln wechseln, baden, schmusen, trösten und schaukeln ... und dann das Ganze immer wieder. Manchmal, wenn Amy ein schreiendes Baby im Arm wiegte, gingen ihre Gedanken zurück zu den aufregenden Reisen von Dorf zu Dorf, auf denen sie den Leuten von Jesus erzählt hatte. War ihre Entscheidung richtig gewesen, diese wichtige Arbeit aufzugeben, nur um auf Babys aufzupassen?

Dann las Amy in der Bibel noch einmal die Geschichte vom Herrn Jesus, der sich hinkniete und Seinen Jüngern die Füße

wusch. Das war schmutzige Arbeit, die Arbeit eines Dieners. Und Jesus sagte Seinen Jüngern, sie sollten Seinem Beispiel folgen.

»In Ordnung, ich werde es tun. Ich bin Gottes Magd«, stimmte Amy zu. »Und er hat diese Kleinen in meine Obhut gegeben.«

Aber für die »Leuchtenden Juwelen«, die Frauen, die Amy halfen, war es nicht so einfach. In Indien wird alles von der Kaste oder der gesellschaftlichen Gruppe, zu der man gehört, entschieden: welche Arbeit man zu tun hat, wen man heiraten darf, mit wem man sich anfreunden darf. Es gab eine herrschende Kaste, eine Kaste für Metallarbeiter, eine Kaste für Bauern, eine Kaste für Angestellte im Gesundheitswesen, eine Kaste für Wagenbauer, eine Kaste für Straßenfeger und so weiter und so weiter. Sogar Diener befanden sich in unterschiedlichen Kasten. Der Diener, der das Essen servierte, wusch sicher nicht die Töpfe und Pfannen ab!

Eines Tages geschah es, dass eine neue Christin in die Dohnavur-Gemeinschaft kam und gern bei den Babys helfen wollte. Aber als Amy sie bat, den Fußboden im Säuglingszimmer aufzuwischen, weigerte sie sich, das zu tun. »Ich kann das nicht! Das ist gegen meine Kaste! Es wäre zu erniedrigend«, protestierte sie.

Amy nahm den Eimer mit Seifenlauge und kniete nieder. »Hausarbeit«, sagte sie ruhig, »ist wie alles andere Arbeit für Gott. Was immer wir tun, es wird eine gute und heilige Pflicht, wenn wir es für Gott tun.«

Die neue Helferin war beschämt, als die irische Missionarin fröhlich auf Knien den Zimmerboden schrubbte, was sie zuvor abgelehnt hatte.

Aber Ponnamal, die kluge indische Frau, die von Anfang an mit Amy zusammengearbeitet hatte, lächelte wissend. »Amma trägt uns nie eine Arbeit auf, die sie nicht selbst tut.«



Dienstbereitschaft bedeutet, jede Art von Arbeit zu tun,
um dem Herrn Jesus eine Freude zu machen!



*Wenn nun ich, der Herr und der Lehrer, euch die Füße
gewaschen habe, so seid auch ihr schuldig, einander
die Füße zu waschen. Denn ich habe euch ein Beispiel gegeben,
damit, wie ich euch getan habe, auch ihr tut.*

(Johannes 13,14-15)



1. Was meinst du: Hatte Amy Carmichael eine gute Wahl getroffen, als sie mit dem Reisen und dem Weitergeben des Evangeliums in anderen Orten aufhörte, um auf Kinder aufzupassen? Warum, ja? Warum, nein?
2. Weshalb hat Amy den Boden selbst geschrubbt, anstatt der neuen Helferin zu befehlen, es zu tun? Was meinst du?
3. Was kannst du heute tun, um dem Beispiel des Herrn zu folgen und dienstbereit zu sein?



Cameron Townsend

GRÜNDER DER WYCLIFF-BIBELÜBERSETZER

William »Cam« Townsend, der am 9. Juli 1896 geboren wurde, war ein schwächtiges Kind auf einer Farm in Kalifornien. Als er begann, am College zu studieren, hatte er noch keine Ahnung, was er mit seinem Leben anfangen wollte. Allerdings spitzte sich der Erste Weltkrieg zu, und er war ziemlich sicher, dass er eingezogen werden würde, also meldete er sich 1916 bei der Nationalgarde.

Dann lernte er Stella Zimmermann, eine Missionarin in Mittelamerika, kennen. »Ihr Feiglinge!«, schalt sie. »In den Krieg wollt ihr ziehen, wo Millionen von anderen Männern auch sind, und uns Frauen ganz allein die Arbeit für den Herrn tun lassen! Ihr werdet in Mittelamerika gebraucht, um Bibeln an Menschen zu verkaufen, die in der Finsternis wandeln.«

Cam war überrascht, dass sein Vorgesetzter bei der Nationalgarde bereit war, ihn für ein Jahr freizustellen, um für das Bibelhaus in Los Angeles Dienst zu tun und in Guatemala Bibeln zu verkaufen. Es war ein Jahr, das Cam Townsends Leben völlig veränderte.

In Guatemala angekommen, stellte Cam fest, dass dort längst nicht jeder Spanisch sprach oder die Bibeln lesen konnte, die er verkaufte. Es gab allein in Amerika Hunderte von Indianersprachen, die noch niemals in eine Schriftform gebracht worden waren. Er war 23 Jahre alt, als er sich mit seiner frisch angetrauten jungen Frau Elvira in einem Cakchiquel-Indianerdorf niederließ. Das junge Paar lebte in einem kleinen Haus aus Maisstämmen, unterrichtete in einer Schule und studierte die Sprache der Bewohner.

Zwölf Jahre später wurde Cams Übersetzung des Neuen Testaments in der Cakchiquel-Sprache veröffentlicht.

Aber es gab noch so viele andere Indianersprachen in Mittel- und Südamerika! Cam Townsends Absicht, die Bibel in all die verschiedenen Sprachen der Indianer zu übersetzen, führte ihn dazu, das *Summer Institute of Linguistics* (SIL) zu eröffnen. Hier wurden Bibelübersetzer ausgebildet. Auch die Organisation der Wycliff-Bibelübersetzer wurden gegründet, um das Bemühen zu unterstützen, weltweit Menschen Bibelübersetzungen in ihrer Muttersprache zur Verfügung zu stellen.

Im Jahr 1944 starb Elvira Townsend. Kurze Zeit später heiratete Cam ein zweites Mal. Die Townsends waren weiterhin gemeinsam bemüht, die Wycliff-Arbeit auf die ganze Welt auszudehnen. Kurz nach Cams Tod im Jahr 1982 war die Zahl der Wycliff- bzw. SIL-Mitarbeiter auf 6000 angewachsen, die in über 1000 verschiedenen Sprachprojekten arbeiteten. Cameron Townsends Lebensaufgabe – die »Heilige Schrift in jede Sprache zu übersetzen« – wird bis heute von den Wycliff-Bibelübersetzern fortgeführt.

Demut

»KENNEN SIE SEÑOR JESÚS?«

Cameron Townsend mit seinen 21 Jahren war sowohl aufgeregt als auch nervös, als er durch die Straßen von Antigua ging, einer Stadt, die am Fuße des Vulkans Agua liegt. Er war erst seit wenigen Wochen in Guatemala – zu kurz, um sich schon richtig an die Hitze zu gewöhnen, an die heftigen Regenfälle, die Mahlzeiten aus Bohnen und Tortillas und die schäbigen Eisenbahnen, die in alle möglichen Städte fuhren. Aber er konnte kaum erwarten, mit seinem Missionsauftrag weiterzukommen – Neue Testamente in spanischer Sprache zu verkaufen und die Frohe Botschaft weiterzugeben.

Heute hatte Mr. Bishop, ein altgedienter Missionar, ihn ermutigt, auf die Straßen zu gehen und etwas »persönliche Arbeit« zu tun (anderen das Evangelium direkt zu sagen). Cameron hatte sehr wenig Erfahrung im Zeugnisgeben in seiner Muttersprache und noch viel weniger in Spanisch, aber er war bereit, es zu versuchen.

Ein Mann mittleren Alters kam auf ihn zu. Camerons Herz begann, sehr schnell zu schlagen. Als der Mann nah genug war, um ihn anzusprechen, raste Camerons Herz so sehr, dass er kein Wort herausbrachte. Enttäuscht von sich selbst, drehte er sich um und versuchte, den Mann einzuholen. Aber sobald er nahe genug herankam, war er unfähig zu sprechen. Nachdem er ein drittes Mal an dem Mann vorbeigegangen war, gab Cameron auf.

»Ach Herr, hilf mir jetzt doch bitte«, bat er lautlos. Ihm kam ins Gedächtnis, dass die Frage »Kennen Sie den Herrn Jesus?« immer ein guter Einstieg für ein Gespräch war. Cameron rief sich seine

noch mageren Spanischkenntnisse ins Gedächtnis: »Herr« heißt auf Spanisch »Señor«. Und »Jesús« wird »Che-sus« ausgesprochen.

Cameron bog um eine Ecke und sah einen jungen Mann, der etwa in seinem Alter war. Er nahm allen Mut zusammen, ging zu dem jungen Mann und fragte: »Kennen Sie Señor Jesús?«

Der junge Mann schüttelte den Kopf. »Tut mir leid. Ich kann Ihnen leider nicht helfen«, sagte er höflich zu dem jungen Amerikaner. »Ich bin hier auch fremd und kenne diesen Mann nicht.« Er zuckte entschuldigend mit den Achseln und ging davon.

Cameron stand da, sprachlos. »Jesús« ist ein normaler Name in Ländern mit spanischer Sprache ... und das Wort »Señor« bedeutet auch einfach »Herr« wie »Herr Müller«. So war das also. Der junge Mann hatte gedacht, Cameron würde ihn nach einem Herrn Jesús fragen, der hier in Antigua wohnte!

Verlegen ging Cameron zurück zum Missionsgebäude. Das war kein besonders guter Start, gab er zu. Aber nicht einen Augenblick lang dachte er daran aufzugeben. Er musste sich einfach mehr Spanisch-Kenntnisse aneignen und noch von den anderen Missionaren lernen. Schließlich war es Gott gewesen, der ihn hierher berufen hatte, und so wusste er, dass Gott ihm auch helfen würde zu lernen.

Allerdings war dieses Mal nicht der letzte erfolglose Versuch, das Evangelium weiterzusagen. Obwohl sein Spanisch immer besser wurde, merkte Cameron, dass viele der Indianer, die er ansprach, überhaupt kein Spanisch sprachen oder verstanden und noch weniger ein Neues Testament auf Spanisch lesen konnten. Viele der eingeborenen Indianer hatte ihre eigene Sprache – nicht nur eine, sondern allein in Mittelamerika über 100 von verschiedenen Stammessprachen. Aber er ließ sich nicht entmutigen, sondern betete und bat Gott, ihm zu zeigen, wie man diese Indianer mit dem Evangelium erreichen konnte.

Gott antwortete, indem er ihm einen Freund zur Seite stellte, einen christlichen Indianer namens Francisco Diaz. »Frisco«, wie er genannt wurde, lehrte Cameron die Cakchiquel-Sprache und

wurde sein Partner. Als Frisco zwei Jahre später an Malaria starb, war Cameron Townsend in der Lage, das Neue Testament in die Cakchiquel-Sprache zu übersetzen.



Demut bedeutet, die eigenen Grenzen zu erkennen und sich auf Gottes Kraft zu verlassen, um eine Arbeit zu beenden.



Und er hat zu mir gesagt: Meine Gnade genügt dir, denn meine Kraft wird in Schwachheit vollbracht. Daher will ich mich am allerliebsten viel mehr meiner Schwachheiten rühmen, damit die Kraft des Christus über mir wohne.

(2. Korinther 12,9)



1. Was waren ein paar von Cameron Townsends Schwächen und Grenzen, als er nach Guatemala ging?
2. Wie ging Cameron daran, mit diesen Dingen fertig zu werden?
3. Wie kann uns das Anerkennen unserer eigenen Grenzen und Schwächen helfen, Gottes Macht zu nutzen?

Gehorsam

DAS EVANGELIUM IM BIERGARTEN

O bwohl Cameron Townsend erst seit ein paar Monaten in Guatemala war, so gelang es ihm doch allmählich, seiner Arbeit so etwas wie eine Struktur zu geben. Er wanderte mit seinem Begleiter von Dorf zu Dorf. Sie hatten Traktate dabei, die sie kostenlos verteilten, und Neue Testamente, die sie verkauften. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit sprachen sie mit den Menschen, die sie unterwegs trafen, über die Frohe Botschaft.

Cam beobachtete die Menschen sehr genau und lernte viel über ihre Sitten und Gebräuche. Er bemerkte, dass die Ladinos – die gebildeteren Menschen, die Spanisch sprachen – auf die eingeborenen Indianer herabsahen. Die Indianer wurden oftmals nur wenig besser als Tiere behandelt, mussten für die Ladinos schwere Lasten schleppen, verrichteten deren harte Arbeiten und bekamen nur geringen Lohn dafür.

Cam fühlte sich von diesen Indianern angezogen, besonders von den Cakchiquel. Er dachte sich, dass es auch noch andere Spanisch sprechende Missionare gab und dass diese den Ladinos das Evangelium bringen würden. Er würde seine Aufgabe darin sehen, mit den Indianern in ihrer eigenen Sprache zu sprechen.

Eines Tages, als Cam und sein Reisebegleiter in ein Dorf namens Viega kamen, sahen sie einen Cakchiquel-Indianer in einem Biergarten etwas trinken. Die beiden Missionare betraten den Biergarten, sprachen den Mann an und boten ihm ein Johannes-evangelium als Geschenk an. Der Mann schüttelte den Kopf und winkte mit der Hand, dass sie gehen sollten. Mit einem freundlichen Gruß verließen Cam und sein Kamerad den Mann.

Sie waren erst ein paar Hundert Meter die Straße hinuntergegangen, als sie merkten, dass der Mann ihnen nachlief. »Mein Name ist Tiburcio«, sagte er auf Cakchiquel. »Ich kann nicht lesen, aber ich werde jemanden finden, der es mir vorlesen kann.«

So ermutigt, lud Cam Tiburcio ein, am nächsten Sonntag zu einem abendlichen Treffen zu kommen, das in einem Nachbardorf stattfand. Cam war überrascht, als der Mann auch wirklich zu der Zusammenkunft erschien. Und als die Einladung erfolgte, stand er auf und sagte, er wolle Jesus Christus als seinen Retter annehmen.

Cam betete lange Zeit für Tiburcio – viel später erfuhr er, was geschehen war. Tiburcio war ein starker Trinker gewesen und war oft betrunken. Aber nachdem er sein Herz dem Herrn Jesus gegeben hatte, war er nie wieder betrunken. Seine Frau war begeistert von den Veränderungen im Leben ihres Mannes – aber seine Freunde überhaupt nicht. Schließlich war es ein Zeichen von Männlichkeit, sich zusammen so richtig zu betrinken! Aber obwohl sie ihn verspotteten und sogar androhten, ihm etwas anzutun, Tiburcio gab seinen neu gewonnenen Glauben nicht auf.

Dann fing Tiburcio damit an, von dem Geld, das er sparte, weil er nicht mehr trank, seine Schulden abzuzahlen. Das fiel sogar seinem Arbeitgeber auf. Der Besitzer der örtlichen Kaffeeplantage konnte den Unterschied in Tiburcios Leben sehen. Obwohl er nicht lesen und schreiben konnte, wurde Tiburcio zum Aufseher befördert. Sein Chef konnte sehen, dass aus dem ungebildeten Indianer ein ehrlicher, hart arbeitender Mann geworden war. Tiburcio selbst wurde niemals müde zu erzählen, was Jesus Christus alles für ihn und seine Familie getan hatte.

Als Cam diese Geschichte hörte, dachte er zurück an den Tag, als er in den Biergarten gegangen war und Tiburcio das Johannes-evangelium angeboten hatte. »Ich habe aus dieser Erfahrung gelernt«, sagte er, »dass Gott so ein einfaches Werkzeug wie mich gebrauchen konnte. Und wenn dieses Werkzeug Ihm willig folgte, konnte Er diesen Menschen dort zu Seiner Ehre einsetzen.«



Gehorsam bedeutet, Menschen anzusprechen,
die Gott brauchen, auch wenn wir nicht abschätzen können,
wie das Resultat aussehen wird.



*Denn wenn ich das Evangelium verkündige, so habe ich
keinen Ruhm, denn eine Notwendigkeit liegt mir auf;
denn wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht verkündigte!*

(1. Korinther 9,16)



1. Warum könnte Cameron es abgelehnt haben, in diesen Biergarten (oder in eine Bar oder Kneipe) zu gehen?
2. Warum entschloss er sich, in den Biergarten zu gehen?
3. Manchmal erwartet Gott von uns, Orte aufzusuchen, die wir normalerweise nicht betreten sollten, um den Menschen von Jesus zu erzählen. Was ist dabei wichtig?

Weisheit

ERSTE BEKANNTSCHAFT MIT DEM »HAUPT-HONCHO«

Nach etwa einer Stunde schnellen Marsches sahen Cameron und José, der ihn auf dieser Reise begleitete, das Dorf Iztapa, das an der Flanke eines zerklüfteten Berges erbaut worden war. »In diesem Ort gibt es einen indianischen Gläubigen«, sagte José. »Wir können bei ihm Rast machen und etwas essen, ehe wir mit der Arbeit beginnen.«

»Es gibt hier sicher eine Menge Soldaten«, bemerkte Cam, dachte aber nicht weiter darüber nach. Die Militärangehörigen hatten ihn bisher noch nicht gestört.

Nach einem herzhaften Essen im Haus des indianischen Christen gingen José und Cam die erste Straße entlang und verteilten Traktate an jeden, der eines davon haben wollte. Cam gab etliche Exemplare einer Gruppe von Männern, die vor dem Eingang einer Kneipe standen. Die Besitzerin trat vor die Tür – eine Frau mittleren Alters, die eine schmutzige Schürze und ein weißes Kopftuch trug. Cam gab auch ihr höflich ein Traktat.

Die Kneipenbesitzerin warf einen Blick auf das Blatt. Dann lächelte sie spöttisch, entzündete ein Streichholz und verbrannte es. »Raus, raus!«, keifte sie die beiden Männer an.

Ihre Besucher lachten grölend. Cam und José sagten höflich »Adiós« und beschlossen, es anderswo zu versuchen. Aber die Bewohner dieses Ortes reagierten bestenfalls kühl, manchmal sogar feindselig. Als sie erneut versuchten, mit einer Gruppe von Männern ins Gespräch zu kommen, bildete sich auf der Straße

ein Auflauf. »Teufel!«, schrien die Leute. »Wir beten die Jungfrau Maria an! Haut ab, oder wir lassen euch verhaften!«

Cam und José versuchten, die Beschimpfungen und den Spott zu ignorieren, aber als die Sonne hinter den Bergen zu verschwinden begann, marschierten sechs Soldaten auf sie zu. »Haben Sie den *boleto de ornato*?«, fragte der Leutnant.

Cam wusste nicht, was ein *boleto* war, aber er hörte, wie José sagte, sie hätten keinen. »Dann folgen Sie mir«, befahl der Leutnant. »Sie müssen dem Bürgermeister vorgestellt werden.«

Der Bürgermeister, nicht mehr ganz nüchtern, verlangte ebenfalls, den *boleto* zu sehen. Als José mit dem Bürgermeister verhandelte, bekam Cam mit, dass ein *boleto* ein amtliches Papier war, mit dem jeder Bürger nachweisen konnte, dass er seine Steuern bezahlt hatte. Da José seinen nicht dabei hatte, kostete dies die beiden neun Pesos, und eine Geldstrafe kam noch dazu.

Aber nachdem dies geklärt war, erzählte Cam dem Bürgermeister von ihrer Arbeit. »Wir sind eure Diener«, sagte er dem Bürgermeister mehrmals. Als sie das Büro verließen, hatte dieser sich die Frohe Botschaft angehört und verschiedene Traktate entgegengenommen.

»Wir hätten zuerst ihn besuchen sollen«, sagte Cam, als sie zu ihrer Unterkunft zurückwanderten.

Cam lernte aufgrund der Erfahrung im alltäglichen Leben. Auf diese Weise entstand seine Arbeitsmethode. »Betrachte deine Erlebnisse ganz genau, suche nach dem Prinzip, das sich dahinter verbirgt, und verwende dieses Prinzip in deinem Leben.« Anders ausgedrückt: »Schau dir an, was du erlebst, sieh zu, was funktioniert, und gebrauche dieses Wissen, um besser zu arbeiten.« Für Cam gab es zwei ganz wichtige Prinzipien: »Beobachte die korrekten Umgangsformen (und passe dich an)«, und: »Sei höflich zu Menschen des Landes, in dem du Gast bist.« Oder grundsätzlich: »Stell dich zuerst beim ›Haupt-Honcho‹, beim Obersten des Landes, vor, um seine Erlaubnis für deine Arbeit zu bekommen und ihn auf diese Weise dafür zu gewinnen.«

Als Camerons Dienst im Laufe der Jahre immer mehr mittel- und südamerikanische Länder umfasste, bedeutete das oft, die Erlaubnis des Präsidenten eines dieser Länder einzuholen. Es gab auch verschiedene Christen, die eine andere Sichtweise hatten, weil er ebenso versuchte, mit Regierungen zusammenzuarbeiten, in deren Ländern Unterdrückung und Diktatur herrschten. Trotzdem vergaß Cameron nie, dass er Gast in diesen Ländern war. Er versuchte, möglichst immer freundlich und höflich zu arbeiten, sodass Menschen das Evangelium hören konnten.



Weisheit gewinnt man, indem man aus Erfahrungen lernt.



*Die Furcht des HERRN ist Unterweisung zur Weisheit,
und der Ehre geht Demut voraus.*

(Sprüche 15,33)



1. Aus welchem Grund sagte Cameron: »Wir hätten zuerst zu ihm (dem Bürgermeister) gehen sollen«?
2. In welcher Weise denkst du, war Cams Prinzip der Höflichkeit und Freundlichkeit beim Weitergeben des Evangeliums hilfreich?
3. Welche Weisheit hast du durch Ausprobieren schon gewonnen?



Eric Liddell

OLYMPIASIEGER UND CHINA-MISSIONAR

Eric Liddell kam 1902 in China zur Welt. Seine Eltern waren Missionare aus Schottland. Als Eric fünf Jahre alt war, wurde er zusammen mit seinem älteren Bruder Robert zurück auf die Britischen Inseln geschickt, damit beide in London die Schule besuchen konnten. Die beiden Jungen vermissten ihre Eltern und ihre kleine Schwester sehr, entwickelten sich in dem »Internat für Missionskinder« aber sehr gut. (Die Schule wurde später in »Eltham College« umbenannt.)

Allen in der Schule fiel schnell auf, dass die Liddell-Brüder geborene Athleten waren. Sie spielten Rugby und Cricket und beteiligten sich an allen möglichen Leichtathletik-Disziplinen: Querfeldeinrennen, Hochsprung, Weitsprung, 100-Meter-Sprint, Hürdenlauf und 220-Yard-Lauf. (Ein Yard ist ungefähr 0,914 Meter.) Laufen war Erics liebste Sportart, und als seine Zeit an der Universität begann, nahm man immer mehr Notiz von seiner unglaublichen Geschwindigkeit.

Eric und Robert sahen ihre Mutter, ihre kleine Schwester und dann den kleinen Bruder, der später zur Welt kam, erst etwa fünf Jahre später – zwölf Jahre dauerte es, bis sie ihren Vater wieder sahen. Aber als Mary und James Liddell dann Heimurlaub bekamen, konnten sie ungefähr ein Jahr mit ihren heranwachsenden Söhnen verbringen, ehe sie wieder nach China zurückkehrten. Die Trennung in der Familie war schmerzvoll, sowohl für die Eltern als auch für die Kinder. Obwohl James und Mary stolz waren auf die Medaillen, die ihr zweitältester Sohn gewann, so machten sie sich

doch insgeheim Sorgen: Nahm der Sport oder Gott den ersten Platz in seinem Herzen ein?

1924 war Eric, im Alter von 22 Jahren, Großbritanniens große Hoffnung auf eine Goldmedaille bei der Olympiade in Paris. Aber als der Wettkampf anstand, weigerte sich Eric in seinen besten Disziplinen, dem 100- und 200-Meter-Lauf, anzutreten, weil die Vorläufe in beiden Disziplinen an einem Sonntag stattfanden. Die Presse kritisierte ihn scharf, aber aus der Kritik wurde Begeisterung, als er in der 400-Meter-Disziplin lief (und nicht nur siegte, *sondern auch einen Weltrekord aufstellte*) – auf einer Distanz, für die er so gut wie nie trainiert hatte.

Schottland und die Welt hatten einen neuen Helden! Jedermann war erstaunt, als Eric verkündete, er wolle nach China zurückkehren, um dort im Land seiner Herkunft als Lehrer in der Mission zu arbeiten. Und in China starb er auch an einem Gehirntumor im Alter von 43 Jahren, während er in einem von den japanischen Besatzern eingerichteten Lager für Ausländer interniert war, gerade wenige Monate, bevor der Zweite Weltkrieg endete. Er hinterließ eine Frau und drei Töchter und ein Beispiel für geradlinigen Glauben, Barmherzigkeit und dienende Hingabe an den einen, der sein Leben immer bestimmte: Jesus Christus.

Beharrlichkeit

DAS UNMÖGLICHE RENNEN

Einer der Zuschauer im Stadion von Stoke-on-Trent in England stieß seinen Nachbarn in die Rippen. »He, guck dir mal diesen Schotten an. Der schüttelt seinen Konkurrenten die Hand – hat man so etwas schon gesehen!«

Tatsächlich, Eric Liddell ging unter den aus Schottland, England und Irland angetretenen Läufern von einem zum anderen, gab jedem die Hand und wünschte ihm »Viel Erfolg für den Lauf«. Dann ging er zurück zu dem Startplatz, den er für den 440-Yard-Lauf vorher gezogen hatte: die Innenbahn, Start an der Kurve.

Man schrieb das Jahr 1923, und Eric Liddell war Student der Naturwissenschaften an der Universität von Edinburgh. Aber ein Freund, der von Erics überragenden sportlichen Leistungen im Internat wusste, überredete ihn, sich doch im Leichtathletik-Team der Universität zu versuchen. Jetzt sprachen die Leute davon, dass er gute Chancen hatte, Großbritannien 1924 bei der Olympiade zu vertreten.

Der Startschuss ertönte, und Eric kam gut vom Start weg – ungefähr drei Schritte. Dann stolperte plötzlich ein Läufer namens Gillies und prallte gegen Eric, was diesen aus der Bahn warf, sodass er über die Innenkante fiel und auf dem Gras landete. Er war sich sicher, dass er damit disqualifiziert war. Daher blieb Eric zunächst liegen. Die Enttäuschung stieg in ihm hoch.

Aber dann bemerkte er Bewegung. Die Verantwortlichen des Wettkampfs winkten ihm zu, dass er weiterlaufen sollte! Er war gar nicht disqualifiziert! Ein kurzer Blick auf das Feld zeigte ihm, dass die anderen Läufer schon fast 20 Meter Vorsprung hatten. Trotz-

dem, fast ohne nachzudenken, sprang Eric auf, um den Lauf fortzusetzen, die Beine wie wild an der Arbeit.

»Was meint er denn, was das wird?«, rief ein Zuschauer auf der Tribüne. »Niemand kann so einen Vorsprung aufholen!«

»Guck mal, wie er rennt«, lachte sein Freund neben ihm, »Kopf zurück, die Arme wild am Rudern – er sieht aus wie ein schwimmendes Pony im Zirkus!«

Das entsprach der Wahrheit: Eric's Laufstil sah merkwürdig aus. Er hatte den Kopf zurückgeworfen, seine Hände stachen in die Luft, und seine Knie stießen auf und nieder wie der Kolben an einem Motor. Aber zur Überraschung der Zuschauer schob er sich Zentimeter für Zentimeter an mehreren Läufern vorbei und lag auf Platz vier, als das Feld in die Zielgerade einbog.

Gillies, der Läufer, der gestolpert war, hatte sich schnell erholt und lag in Führung. Und jeder konnte sehen, dass Eric Liddell durch seine eiserne Aufholjagd am Rand eines körperlichen Zusammenbruchs stand. Trotzdem – er rannte weiter, schnappte nach Luft; die Beine arbeiteten wie mechanisch. In den letzten Sekunden des Rennens ließ Eric den Dritten hinter sich ..., dann den Zweiten ... und mit tapferer Entschlossenheit schob er sich schließlich an Gillies vorbei und gewann das Rennen mit einem halben Meter Vorsprung.

Die Zuschauermenge im Stadion brach in überschäumenden Jubel aus; laute Hurrarufe füllten das Stadion. Nach dem Überqueren der Ziellinie fiel Eric wie tot zu Boden. Er war völlig ausgepumpt. Eine Tragbahre wurde gebracht, und Eric wurde von der Bahn getragen, hin zu den laut jubelnden, aufgeregten Fans, die noch nie zuvor eine solch wilde Entschlossenheit gesehen hatten.

»Wie haben Sie es fertiggebracht, ein so aussichtsloses Rennen zu gewinnen?«, fragte ein Zeitungsreporter.

Eric brachte ein schwaches Lächeln zustande: »Die erste Hälfte lief ich so schnell, wie ich konnte. Die zweite Hälfte lief ich noch schneller, mit Gottes Hilfe.«



Beharrlichkeit bedeutet, eine Aufgabe zu Ende zu bringen,
auch wenn dies aussichtslos zu sein scheint.



*Jesus aber sah sie [Seine Jünger] an und
sprach zu ihnen: Bei Menschen ist dies unmöglich,
bei Gott aber sind alle Dinge möglich.*

(Matthäus 19,26)



1. Warum rannte Eric weiter, obwohl es unmöglich erschien, den Vorsprung aufzuholen? Was meinst du?
2. Was wäre passiert, wenn Eric nicht als Erster, sondern an zweiter oder dritter Stelle durchs Ziel gegangen wäre? Was würdest du dann von seinem Lauf denken?
3. Hast du irgendeine Aufgabe, von der du denkst, es sei unmöglich, sie zu lösen? Was könntest du deiner Meinung nach mit Gottes Hilfe tun?

Unbestechlichkeit

»ICH KANN NICHT LAUFEN.«

He, Liddell!«, rief einer von Erics Olympiateam-Kameraden.
»Der Zeitplan ist gerade gekommen!«

Das Team, das ganz Großbritannien vertrat, bestand aus Sportlern, die aus England, Schottland, Nordirland und Wales stammten. Alle hatten fieberhaft auf den olympischen Zeitplan gewartet, um zu sehen, an welchen Tagen und zu welchen Zeiten ihre jeweiligen Starts sein würden. Die Tage wurden immer wärmer, und das Team würde in Kürze nach Paris aufbrechen.

»Zwei Sekunden! Deine Zeit ist abgelaufen«, lachte Eric und griff nach dem Plan. Aufgeregt fuhr er mit dem Finger die Spalten entlang, auf der Suche nach dem 100-Meter-Lauf, seiner besten Disziplin. Plötzlich wurde er bleich und sah seine Kameraden an.

»Ich kann nicht laufen«, sagte er ruhig.

»Was? Nicht laufen? Was soll das denn heißen?«

»Sie haben die Ausscheidungsläufe für die 100 Meter auf Sonntag gelegt.«

»Na und? Wo liegt das Problem?«

Eric holte tief Luft. »Ich laufe sonntags nicht. Der Sonntag ist dazu da, im Gottesdienst zu sein – nicht, um Wettkämpfe zu halten. Jedenfalls für mich.«

Seine Kameraden starrten ihn an, aber niemand lachte ihn aus. Dafür hatten sie zu viel Achtung vor Eric Liddell. Sogar die Verantwortlichen für das britische Team, die von der Neuigkeit aufgeschreckt waren, versuchten, den Zeitplan ändern zu lassen – ohne Erfolg.

Aber als die Nachricht bekannt wurde, dass der größte Hoff-

nungsträger auf eine Goldmedaille im 100-Meter-Lauf (*für Großbritannien zum allerersten Mal überhaupt*) sich weigerte zu laufen, reagierten andere weit weniger freundlich.

»Warum kann er am Sonntag nicht starten und das Rennen einfach Gott widmen?«, beschwerten sich einige.

»Er ist ein Vaterlandsverräter und nichts weiter«, sagten andere wütend. »Was muss das für ein Mensch sein, der sich weigert, sein Land zu vertreten, bloß weil der ausgeloste Tag für das Rennen ihm nicht passt!«

Die Zeitungen veröffentlichten abfällige Bemerkungen über ihn, und die Leute wunderten sich, warum er so einen Wirbel veranstaltete. Aber Eric Liddell veranstaltete keinen Wirbel. Er beharrte nur darauf, ein Versprechen zu halten, das er vor langer Zeit einmal gegeben hatte – das Versprechen, den Sonntag als Tag des Herrn zu ehren, als Tag der Ruhe von Arbeit und Sport.

Trotzdem, Eric war Mitglied der britischen Olympiamannschaft, und so fing er an, für den 400-Meter-Lauf zu trainieren, der nicht am Sonntag ausgetragen wurde. Dummerweise war diese Distanz nicht gerade seine Stärke. Als die Mannschaft in Paris eintraf, regte sich die Presse noch immer über seinen Entschluss auf, nicht im 100-Meter-Lauf zu starten. Am Samstag marschierte Eric mit seinen Mannschaftskameraden in hellen Hosen und blauem Blazer sowie mit weißem Strohhut bei der Eröffnungszereemonie ins Stadion ein. Aber am Sonntag stand er, während die Ausscheidungsläufe stattfanden, in einer schottischen Kirche in Paris und sprach über seine Hingabe an Christus.

Am Donnerstag und am Freitag qualifizierte sich Eric bei den Vorläufen und im Halbfinale für die Teilnahme am 400-Meter-Endlauf, obwohl seine Zeiten nichts Besonderes waren. Kurz vor dem Finale gab ein Trainer, der Eric sehr großen Respekt entgegenbrachte, ihm einen Zettel, auf dem stand: »In dem alten Buch (der Bibel) steht: ›Denn die, die mich ehren, werde ich ehren.‹ Ich wünsche Ihnen immer den größten Erfolg.«

Eric schüttelte seinen Konkurrenten die Hände und stellte sich

in Startposition für den Endlauf. Der Startschuss ertönte ... und als das Rennen vorbei war, hatte Eric Liddell nicht nur den 400-Meter-Lauf gewonnen, sondern auch einen neuen Weltrekord von 47,6 Sekunden aufgestellt!

Die Menge jubelte. Niemand hatte erwartet, dass ein Hundertmeterläufer so ein Rennen gewinnen könnte. Die Kritik wandelte sich in Bewunderung. Großbritannien und die Welt hatten einen neuen Helden – und neuen Respekt vor einem Mann, der lebte, was er glaubte.



Unbestechlichkeit ist die Wahl, das zu tun, was deiner Überzeugung entspricht, auch wenn Menschen dich missverstehen.



*Und wenn es übel ist in euren Augen, dem HERRN zu dienen,
so erwählt euch heute, wem ihr dienen wollt ...*

Ich aber und mein Haus, wir wollen dem HERRN dienen!

(Josua 24,15)



1. Was denkst du über Eric Liddells Entscheidung, auch bei der Olympiade am Sonntag nicht zu starten? Hättest du dich auch so entschieden? Warum oder warum nicht?
2. Nenne jemanden, den du kennst, der unbestechlich ist.
3. Wo wirst du vor Entscheidungen gestellt zwischen dem, was andere von dir erwarten, und deinem Glauben?

Fairness

DER FLIEGENDE SCHOTTE

In den 1920er-Jahren, als Eric Liddell für Schottland an den Start ging, gab es noch keine Startblöcke an der Startlinie, aus denen die Läufer lossprinteten. Stattdessen grub jeder mit dem Fuß ein Loch in den Boden, um besser spurten zu können. Eric, der oft erfinderisch war, hatte immer eine kleine Kelle bei sich, um die Löcher für seine Zehen zu graben. Statt seine Idee aber für sich zu behalten, reichte er das Werkzeug in der Reihe weiter, sodass auch die anderen davon profitieren konnten.

Das war einfach die Art von Mensch, die ihn auszeichnete.

Einige Wochen vor der Olympiade von 1924 nahm Eric an einem Rennen in Schottland teil. Der Tag war bedeckt, und ein kühler Wind wehte. Eric sah einen seiner Konkurrenten fröstelnd am Streckenrand sitzen – in Shorts und Turnhemd. Er zog seinen blauen Blazer aus, der zu seiner Mannschaftsuniform gehörte, hängte ihn dem anderen um und sagte freundlich: »Du solltest aufpassen, dass du dich nicht erkältest.«

Vor einer internationalen Veranstaltung sah Eric einen afrikanischen Läufer allein am Rand stehen, während die anderen Läufer sich unterhielten und miteinander lachten. Er verließ die Gruppe und ging hinüber, um sich mit ihm zu unterhalten.

Eines Tages ging Eric gerade zu seinem Startplatz auf der Innenbahn, dem besten Startplatz für ein 400-Meter-Rennen, da bemerkte er den Läufer, der die Außenbahn gezogen hatte. Dieser Mann war kein besonders guter Läufer, und zur damaligen Zeit gab es noch keine versetzten Startpositionen, um die gleiche Länge auf allen Bahnen zu gewährleisten. Der Läufer auf der Außenbahn

musste weiter laufen, um die Zielgerade zu erreichen. Eric ging hinüber zu dem anderen und fragte ihn, ob er mit ihm die Plätze tauschen würde. »Ich fühle mich auf der Außenbahn einfach wohler«, grinste er.

Eric's Freundlichkeit gegenüber anderen hatte auch eine humorvolle Seite. Als er nach China zurückkehrte, um dort als Lehrer in der Mission zu arbeiten, fuhr er fort, an sportlichen Wettkämpfen teilzunehmen. Einmal musste er nach der Teilnahme an Wettkämpfen, die in einer anderen Stadt ausgetragen worden waren, auf dem Rückweg eine Fähre nehmen. Die letzte Fähre fuhr um 15 Uhr zurück. Eric stellte erschrocken fest, dass sein Lauf erst um 14.30 Uhr beginnen sollte, sodass ihm weniger als eine halbe Stunde für die Rückkehr zur Fähre blieb. Deshalb rief er ein Taxi und bat den Fahrer, mit laufendem Motor vor dem Stadioneingang zu warten. Um 14.30 Uhr lief Eric sein Rennen – und gewann. Aber als er das Zielband durchtrennt hatte, rannte er weiter dem Ausgang zu! In diesem Moment begann das Orchester, die britische Nationalhymne zu spielen, um den Sieger zu ehren. Eric kam mit »kreischenden Bremsen« zum Stehen und verharrte mit der Menge in respektvollem Schweigen. Als die letzte Note verklungen war, sprintete er wieder los ... nur um gleich wieder zum Stillstand zu kommen, weil jetzt die »Marseillaise« gespielt wurde, um den Franzosen zu ehren, der Zweite geworden war.

Endlich saß er im Taxi, das durch die Straßen zu den Docks raste. Bei der Ankunft sah er jedoch, dass die Fähre gerade abgelegt hatte. Eric, der immer noch sein Trikot anhatte, sprintete am Dock hinunter, flog in einem gewaltigen Satz über fünf Meter Wasser und landete mit einem Plumps an Deck der Fähre. Als die Geschichte bekannt wurde, bekam Eric Liddell den Spitznamen »der fliegende Schotte«.

Obwohl Eric Olympiasieger war, vergaß er nie die anderen, die hart trainierten und gut liefen, aber nicht siegten. Im Gedanken an sie sagte er voll Respekt: »Im Staub der Niederlage ist ebenso wie im Siegerkranz Ehre zu finden, wenn jemand sein Bestes gegeben hat.«



Fairness bedeutet, anderen mit Respekt zu begegnen,
auch den Konkurrenten in einem Wettkampf.



*Tut nichts aus Selbstsucht oder nichtigem Ehrgeiz,
sondern in Demut achte einer den anderen höher als sich selbst.*
(Philipper 2,3)



1. Wie ist wohl Eric Liddells Fairness von seinem christlichen Glauben geprägt worden?
2. Wo es einen Sieger gibt, muss es auch Verlierer geben. Wie war Eric's Einstellung gegenüber »Verlierern«?
3. Wie bestärkt dich Eric's Beispiel, mehr Fairness gegenüber anderen zu zeigen?



Gladys Aylward

DIE KLEINE FRAU

Im Jahr 1902 in einer Arbeiterfamilie geboren, hatte Gladys Aylward nur einen Wunsch: als Missionarin nach China zu gehen. Allerdings hielt man sie in der China-Inland-Mission nicht für ausreichend qualifiziert. Doch der Gedanke, dass Gott sie in China haben wollte, ließ ihr keine Ruhe. Als Gladys hörte, dass eine ältere Missionarin in China eine Mitarbeiterin suchte, sparte sie genug von dem Geld, das sie als Hausmädchen verdiente, um sich eine Fahrkarte (nur für die Hinfahrt) zu kaufen. Im November 1932 traf sie in Yangcheng (China) ein.

Die Missionarin, Jeannie Lawson, führte eine Raststätte für Maultiertreiber, die ihren Weg über die Berge nahmen. Das Haus bot den Menschen nicht nur Essen und einen Platz zum Schlafen, sondern auch biblische Geschichten, erzählt von den beiden Missionarinnen.

Einige Monate nach Gladys' Eintreffen starb Jeannie Lawson allerdings, und Gladys musste die Arbeit allein weiterführen.

1938 wurde Yangcheng von den Japanern bombardiert. Gladys hatte schon vorher einige Waisenkinder adoptiert. Jetzt kamen noch viel mehr elternlose Kinder, um in der *Herberge der Sechsten Glückseligkeit* zu leben. Die Japaner hielten sie jedoch für eine Spionin, sodass es in Yangcheng für sie nicht mehr sicher war. Im März 1940 flüchtete Gladys zusammen mit 100 Kindern über die Berge in die benachbarte Provinz. Nach einem Monat war sie sicher angekommen – ohne ein einziges Kind zu verlieren!

Aber Gladys war schwach und krank geworden. Ein amerikanischer Freund half ihr, 1949 nach England zurückzureisen, um ihre

Familie wiederzusehen. Während ihres Aufenthalts dort wurden Chinas Grenzen für alle Ausländer geschlossen.

1957 reiste Gladys per Schiff noch ein weiteres Mal nach China, diesmal nach Taiwan. Sie gründete dort das Gladys-Aylward-Waisenhaus, und bald lebten dort 100 Kinder. Hier arbeitete Gladys Aylward, die kleine Frau, die als Missionarin »nicht genügend qualifiziert« war, und diente Gott bis zu ihrem Tod im Jahr 1970.

Vertrauen

NICHT GUT GENUG

Gladys saß unruhig im Zimmer des Schuldirektors. Man schrieb das Jahr 1928, und sie besuchte seit drei Monaten das Missionsseminar der China-Inland-Mission. Wozu nun diese Besprechung?

»Gladys«, begann der Direktor vorsichtig, »Ihre Noten im ersten Semester sind ... nun ja, eher schlecht. Es würde eine Verschwendung von Zeit und Geld sein weiterzumachen.«

»Aber«, Gladys protestierte entschieden, »ich weiß schon mein ganzes Leben lang, dass Gott mich als Missionarin in China haben möchte.«

»Außerdem«, fuhr der Direktor unbeirrt fort, »werden Sie zum Zeitpunkt Ihres Abschlusses fast dreißig Jahre alt sein. Das ist zu alt, um eine so schwere Sprache wie Chinesisch zu lernen.«

Mit hängenden Schultern wandte sie sich zur Tür.

»Aber ich kann Ihnen helfen, eine Stelle als Haushälterin zu bekommen«, fügte er noch hinzu und wollte ihr damit entgegenkommen.

Eine Haushälterin! Gladys war enttäuscht und traurig. Sie war ganz sicher, dass Gott sie in China haben wollte. Aber sie nahm die Arbeit als Haushälterin bei zwei Missionaren im Ruhestand an. Diese beiden bestärkten sie in ihrem Wunsch, als Missionarin zu arbeiten. Sie verschafften ihr eine Stelle als Schwester bei einer Rettungswacht in Südwales, wo sie die Flussufer nach Mädchen absuchte, die von zu Hause ausgerissen waren – Mädchen, die oft von Kriminellen aufgelesen wurden. Mit ihrer zierlichen Figur und mit einer Größe von nur 1,50 Meter wirkte Gladys ziemlich fehl am Platz zwischen all den hünenhaften, rauen Seeleuten, die in den Docks arbeiteten. Aber sie

ging jeden Tag nach draußen, wo es unwirtlich, kalt und feucht war, und brachte die verstörten Ausreißer in Sicherheit, bis sie wieder nach Hause geschickt werden konnten.

Eine schlimme Lungenentzündung machte einen Genesungsurlaub in London nötig. Sie war mit ihrer Mutter in der Kirche, als sie plötzlich hörte, wie jemand von einer älteren Missionarin namens Jeannie Lawson in China erzählte. Jeannie suchte eine junge Mitarbeiterin zur Unterstützung.

›Nun‹, dachte Gladys im Stillen, ›das bin ich.‹

Sobald es ihr besser ging, suchte sie sich eine Stelle als Hausmädchen. Sie würde jeden Penny sparen, um die Fahrkarte nach China zu kaufen! Ihr Arbeitgeber war Sir Francis Youngusband, ein Schriftsteller, der China aufgrund etlicher Reisen sehr gut kannte. Er lieh ihr Bücher über das Land, die sie in ihrer freien Zeit lesen konnte.

Eines Tages ging Gladys mit all ihren Ersparnissen zu einer Reiseagentur. »Was kostet eine Fahrkarte nach China?«, fragte sie.

Der Angestellte lächelte die kleine Frau in dem dünnen Mantel an. Offensichtlich war sie arm. Vielleicht machte es ihr Freude, so zu tun, als reiste sie weit fort. »Wenn Sie mit dem Schiff reisen, kostet es 90 Pfund«, war seine Antwort.

90 Pfund! Gladys hatte erst ein paar Pfund gespart. »Gibt es einen billigeren Weg?«, wollte sie wissen.

Der Schalterbeamte zuckte die Achseln. »Eine Eisenbahnfahrkarte würde nur 45 Pfund kosten, aber –.«

»Das nehme ich!« Gladys strahlte. »Stellen Sie mir eine Fahrkarte aus, und ich werde Ihnen jeden Freitag Geld bringen, bis alles bezahlt ist.«

Der Angestellte schüttelte den Kopf. »Sie können momentan nicht mit dem Zug nach China fahren. Russland und China führen Krieg gegeneinander. Die Grenzen sind geschlossen.«

Gladys lächelte nur. »Wenn ich genug Geld zusammengespart haben werde, wird der Krieg vorbei sein«, sagte sie zuversichtlich.

Am 15. Oktober 1932 war es dann so weit. Gladys umarmte Mut-

ter und Vater zum Abschied und setzte sich in ihr Eisenbahnabteil. Etwa vier Wochen später und über 8000 Kilometer weiter ließ sie vorsichtig ihre schmerzenden Knochen vom Rücken eines Maultieres gleiten. Sie stand vor einer heruntergekommenen Raststätte in den Bergen von Yangcheng. Die weißhaarige Jeannie Lawson stürzte heraus, um sie zu begrüßen.

Gladys Aylward, für eine Missionarin »nicht gut genug«, war in China angekommen!



Vertrauen bedeutet, fest daran zu glauben, dass Gott dir helfen wird, Seine Arbeit zu tun, auch wenn die Menschen glauben, du seist dafür ungeeignet.



*... indem ich eben darin guter Zuversicht bin,
dass der, der ein gutes Werk in euch angefangen hat,
es vollenden wird bis auf den Tag Jesu Christi.*

(Philipper 1,6)



1. Warum hat wohl Gladys ihren Traum, nach China zu gehen, nicht begraben, als die Missionsgesellschaft ihr mitteilte, sie sei dafür nicht geeignet?
2. Was ist der Unterschied zwischen dem Vertrauen zu dir selbst und dem Vertrauen zu Gott?
3. Wie kann das Vertrauen auf Gottes Allmacht dir bei einem anstehenden Problem helfen?

Einfallsreichtum

DIE OFFIZIELLE FUSS-INSPEKTORIN

Gladys Aylward lag auf ihrem Feldbett in der *Herberge der Sechsten Glückseligkeit*. Sie fühlte sich sehr einsam. Jeannie Lawson, die weißhaarige Missionarin, die eine Mitarbeiterin gesucht hatte, war an den Folgen eines Sturzes gestorben, einige Monate, nachdem Gladys eingetroffen war.

»Wie soll ich die Steuern für das Rasthaus aufbringen?« Gladys machte sich Sorgen. »Das bisschen Geld, das wir von den Maultiertreibern einnehmen, die hier anhalten, reicht gerade für Lebensmittel und Kohlen. Und die Chinesen nennen mich immer noch einen ›fremden Teufel‹. Wie soll ich jemals dazu kommen, ihnen von Jesus zu erzählen?« Dann war sie ärgerlich auf sich selbst. »Gott hat mich den langen Weg bis nach China gebracht. Er wird mich jetzt nicht im Stich lassen.«

In diesem Moment hörte sie ein energisches Klopfen an der Tür. »Miss Gladys«, rief Yang, der Koch. »Kommen Sie schnell. Der Mandarin (ein hoher chinesischer Beamter) ist hier, um Sie zu sehen.« Gladys sprang auf. »Oh nein!«, dachte sie. »Der Mandarin ist sicher zornig, weil ich die Steuern nicht bezahlt habe. Vielleicht ist er gekommen, um mich zu verhaften.« Trotz ihrer Unruhe hastete sie in den Hof, wo der Gouverneur der Provinz mit einigen seiner Beamten stand. Er war ein vornehm aussehender Mann, mit einem langen, schwarzen Zopf am Hinterkopf und einem langen Schnurrbart, dessen Enden fast bis auf die Brust reichten. Seine Kleidung war aus feiner Seide, mit weiten Ärmeln, in denen er jetzt seine Hände versteckt hielt.

Gladys neigte den Kopf zu einer respektvollen Verbeugung.

Sie wurde sich ihrer eigenen ausgebleichten und geflickten blauen Kleidung bewusst. Aber der Mandarin schien davon nichts zu bemerken. »Miss Aylward«, sagte er höflich, »ich möchte Sie zu meiner offiziellen Fuß-Inspektorin ernennen.«

Gladys war irritiert. »I-Ihr was?« »Das neue Nationalparlament hat das Gesetz abgeschafft, nach dem Mädchen von Kind an die Füße eingebunden werden, um sie klein zu halten. Ich benötige nun einen Fuß-Inspektor, der in die Bergdörfer geht und sicherstellt, dass dem Gesetz gehorcht wird.«

»Aber ... warum ich?«, stieß Gladys hervor. »Weil es Männern nicht erlaubt ist, die Füße einer Frau zu sehen – und dann sind Sie eine Fremde, deren Füße niemals eingebunden waren. Ich werde Ihnen ein monatliches Gehalt, ein Maultier zum Reiten und zwei Soldaten als Begleitung geben. Sie werden mit meiner Vollmacht darauf achten, dass das Gesetz befolgt wird.«

In Gladys' Kopf wirbelten die Gedanken durcheinander. Sie war nach China gekommen, um als Missionarin zu arbeiten, nicht als Fuß-Inspektorin! Hatte der Mandarin gefragt, ob sie die Aufgabe übernehmen wollte, oder hatte er ihr einen Befehl erteilt? Woher würde sie die Zeit nehmen, das Rasthaus zu führen und den Menschen von Jesus zu erzählen, wenn sie sein Angebot annahm? Es sei denn ... »Es wird mir eine Ehre sein, Ihre Fuß-Inspektorin zu sein«, sagte sie kühn, »unter einer Bedingung. Wenn ich die Dörfer besuche, muss ich die Erlaubnis haben, den Menschen auch von Jesus zu erzählen.« Der Mandarin zuckte die Achseln. »Wenn die Leute zuhören wollen, wenn Sie von Ihrer Religion erzählen, dann ist das deren Sache.«

Nachdem das Hoftor sich hinter dem Mandarin und seinen Beamten geschlossen hatte, lehnte Gladys sich dagegen und lachte schallend laut. Vor kurzer Zeit noch war sie voller Sorge gewesen, wie sie das Geld für die Steuern aufbringen sollte und wie sie missionieren konnte. Gott hatte ihren Weg gebnet!



Einfallsreichtum bedeutet, alle Möglichkeiten zu nutzen,
um Gottes Werk zu tun.



*Siehe, ich wirke Neues; jetzt sprosst es auf; erkennt ihr es nicht?
Ja ich mache durch die Wüste einen Weg, Ströme durch die Einöde.*
(Jesaja 43,19)



1. Warum war Gladys Aylward in Bezug auf die Mission so entmutigt?
2. Als der Mandarin ihr eine Stelle im Staatsdienst anbot, wie plante Gladys da deren einfallsreiche Nutzung?
3. Welche Gelegenheiten fallen dir ein, bei denen Einfallsreichtum für Gottes Werk eingesetzt werden kann?

Tapferkeit

DER MANN MIT DER AXT

Jemand hämmerte wild ans Tor der *Herberge der Sechsten Glückseligkeit*. »Gladys Aylward! Sie müssen sofort kommen!«

Gladys folgte dem Boten und hörte bald laute Schreie aus dem Innern des örtlichen Gefängnisses. Das hörte sich wie ein Aufstand an. Aber warum hatte der Mandarin ausgerechnet nach ihr geschickt? Verwirrt verbeugte sich die zierliche Engländerin vor dem Mandarin, der neben dem Gefängnisdirektor stand.

»Welch ein Glück, dass Sie da sind!«, sagte der Direktor und rang die Hände. »Sie müssen hineingehen und den Aufstand dort beenden!«

Gladys war schockiert. »*Ich?* Warum schicken Sie nicht Ihre Soldaten?«

»Unmöglich!«, rief der Mann. »Diese Gefangenen sind Mörder und Diebe! Die Soldaten würden bestimmt umgebracht werden!«

»Aber«, widersprach Gladys, »wenn ich da hineingehe, werden sie *mich* umbringen.«

»Oh nein«, entgegnete der Direktor. »Sie erzählen unseren Landsleuten, dass Gott in Ihnen lebt. Wenn Sie die Wahrheit sagen, wird Ihr Gott Sie sicherlich beschützen, wenn Sie das Gefängnis betreten.«

Gladys starrte die beiden Männer an. Machten sie sich über sie lustig? Aber nein, sie meinten es ernst. Sie erkannte plötzlich, dass sie ihren Missionsauftrag in China vergessen konnte, wenn sie nicht glaubte, dass Gott sie dort beschützen würde.

Sie schluckte hart. »In Ordnung«, sagte sie langsam, »öffnen Sie das Tor.«

Gladys hatte solche Angst, dass ihre Knie zitterten. Im Gefängnishof bot sich ihr ein schreckliches Bild. Die Gefangenen verfolgten sich gegenseitig mit Messern und brüllten wie Wahnsinnige. Tote und Verwundete lagen überall. Und – genau in ihre Richtung rannte ein riesiger Mann, der eine Axt über seinem Kopf schwang!

Gladys blieb vor Entsetzen wie angewurzelt stehen. Aber als der Mann nur noch wenige Meter von ihr entfernt war, blieb er plötzlich schlagartig stehen. Auch die übrigen Männer hörten – einer nach dem anderen – auf, zu rennen und zu schreien, und sahen sie an. Wer war diese kleine Frau? Was wollte sie hier?

Mit einem Mal wurde Gladys wütend. Der Mann mit der Axt war nur ein großer Wichtigtuer. »Geben Sie mir die Axt!«, verlangte sie scharf und hielt die Hand auf.

Ohne ein Wort übergab der Mann ihr die Axt.

Gladys betrachtete die Gefangenen. Sie waren mit schmutzigen Lumpen bekleidet und so abgemagert, dass man die Rippen zählen konnte. Sie sahen erbärmlich aus. Gladys hatte plötzlich keine Angst mehr vor diesen Männern, sondern Mitleid mit ihnen. »Ich wurde vom Gefängnisdirektor hierhergeschickt, um herauszufinden, warum Sie hier kämpfen.«

Zunächst völliges Schweigen – dann trat ein junger Häftling vor. »Ich heiße Feng«, sagte er. »Wir wissen eigentlich gar nicht, warum wir kämpfen ... aber wir sind hungrig und haben nichts zu tun, Tag für Tag.«

Gladys runzelte die Stirn. Diese Männer waren eingesperrt wie Tiere, ohne genug zu essen und ohne eine sinnvolle Beschäftigung zu haben. »Wenn Sie versprechen, dass Sie aufhören zu kämpfen, die Toten begraben und sich um die Verwundeten kümmern, werde ich für Sie mit dem Direktor sprechen«, bot sie an.

Die Häftlinge waren einverstanden. Als Gladys nach draußen trat, verbeugten sich die beiden Beamten respektvoll. Sie teilte dem Gefängnisdirektor mit, dass diese Männer Arbeit brauchten, sodass sie Geld verdienen konnten, um Lebensmittel zu kaufen und

ihre Selbstachtung zu behalten. Sie, Gladys Aylward, würde dem Gefängnis jeden Tag einen Besuch abstatten, um sicherzustellen, dass alle notwendigen Maßnahmen getroffen würden!



Tapferkeit entspringt dem Wissen, dass Gottes Macht dir helfen kann, auch wenn du Angst hast.

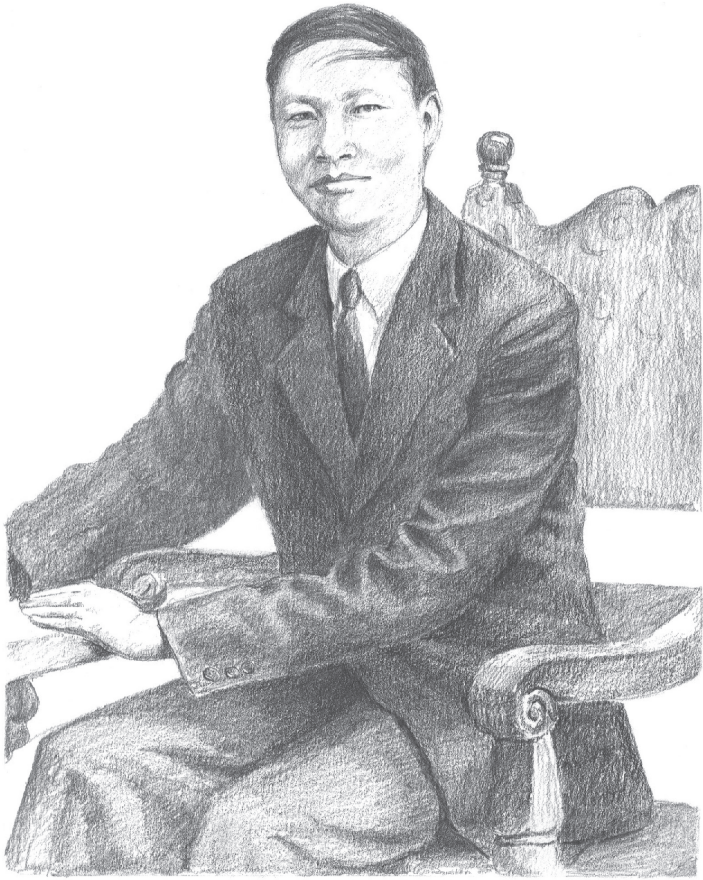


Denn Gott hat uns nicht einen Geist der Furchtsamkeit gegeben, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit.

(2.Timotheus 1,7)



1. Warum war Gladys einverstanden, ein Gefängnis voller aufgebrachtener Häftlinge zu betreten?
2. Kann man ängstlich und mutig zur gleichen Zeit sein? Warum oder warum nicht?
3. Was ist der Unterschied zwischen einer »Mutprobe«, bei der man beweist, dass man keine Angst hat, und einer Aufgabe, die man nur mit Tapferkeit meistert, obwohl man eigentlich Angst hat?



Watchman Nee

LEITER DER »CHINESISCHEN HAUSKIRCHEN-BEWEGUNG«

Die chinesische Mutter lag in der Nacht wach und lauschte den Schritten des Wachmannes, der seine Runden drehte. Lin Huo-ping wünschte sich sehnlichst ein Baby – einen kleinen Jungen. Die Familie Ni hatte schon zwei Töchter, und in China bedeutet es Unehre für eine Familie, wenn sie keinen männlichen Nachkommen hat. »Oh Gott«, betete sie, »ich werde Dir dieses Kind wiedergeben, damit es Dir dienen kann, wenn Du mir nur einen Sohn schenkst.«

Als Ni Schu-tsu (»der, der die Verdienste seiner Ahnen erklärt«) am 4. November 1903 in Swatow, China, geboren wurde, feierte man ein großes Fest. (Später bekam er noch vier jüngere Brüder und zwei weitere Schwestern.) Getreu ihrem Versprechen erzog Huo-ping dieses Kind zum Dienst für Gott. Aus dem Kind wurde ein junger Mann, und er wünschte sich einen Namen, der den Sinn seines Lebens widerspiegelte: Gottes Wort zu verkündigen und den Menschen Gottes Liebe nahezubringen.

Lin Huo-ping erzählte ihrem Sohn von der durchwachten Nacht, in der sie den Schritten des Wachmannes lauschte, und von dem Versprechen, das sie Gott gegeben hatte. »Wie wäre es mit Ni To-scheng?«, schlug sie vor. »To-scheng bedeutet ›Wachmann‹.« Und so bekam Watchman Nee seinen Namen.

Watchman Nee wurde stark von den christlichen Missionaren beeinflusst, vor allen Dingen von Margaret Barber, einer Engländerin. Was ihm jedoch Sorgen bereitete, war die Zersplitterung der Christen in verschiedene Gruppierungen – Presbyterianer,

Angehörige der Christian and Missionary Alliance (CMA) und so weiter. Watchman war der Ansicht, dass alle Christen in einer Stadt oder einem Ort zu einer einzigen wahren christlichen Gemeinde Jesu Christi gehören sollten. Aufgrund dieser Lehre wurden viele Hauskreise gebildet, die sich »Christliche Versammlungen« nannten, völlig frei von Verbindungen zum Ausland. Doch obwohl es Watchmans Bestreben war, Einheit innerhalb der chinesischen Gemeinde zu erreichen, verließen doch viele, die von diesen »Versammlungen« angesprochen wurden, andere Kirchen, und so blieben Kritik und enttäuschte Gefühle nicht aus. Durch diese Bewegung wurden jedoch viele kleine freie Gemeinden gegründet. Gerade diese Gemeinden bewahrten ein treues Glaubenszeugnis, auch nachdem alle Ausländer des Landes verwiesen worden waren.

1952 wurde Watchman Nee verhaftet, weil er »junge Menschen mit seinen falschen Lehren in die Irre führte«. Bis zu seinem Tod im Jahr 1972 blieb er in Haft. Aber viele seiner Schriften, wie zum Beispiel *In Hingabe leben*, geben den Christen in aller Welt auch heute noch sehr viel.

Vertrauen

SAG ES NUR GOTT

Bist du sicher, dass es Gottes Wille für dich ist, die Schule zu verlassen und das Evangelium zu verkündigen?«, fragte die englische Missionarin den jungen Chinesen, der bei ihr zu Besuch war.

Watchman Nee nickte. Seit er sein Leben in die Hände Jesu Christi gelegt hatte, sah er selbst sein Leben anders. All die Dinge, die er auf der Universität lernte, hatten keine Bedeutung mehr für ihn. Er wollte nur noch eines: das Evangelium verkündigen. »Aber wenn ich nicht weiter zur Universität gehe, werde ich mein Stipendium verlieren«, gab er zu. »Ich weiß nicht, wie ich mich dann durchbringen soll.«

Miss Barber lächelte. »Ich habe mir um die finanzielle Seite auch Sorgen gemacht, als ich damals Missionarin wurde. Aber eine liebe christliche Freundin sagte mir: ›Wenn Gott dich schickt, dann trägt Er die Verantwortung.‹ Und Gott hat jedes Bedürfnis erfüllt.«

Watchman Nee behielt diese Worte im Herzen. »Wenn es Gottes Verantwortung ist, für mich zu sorgen«, sagte er sich, »dann muss ich anderen Menschen gar nichts von meinen Bedürfnissen erzählen: Gott kennt sie alle.«

Während Watchman Nee in seiner Heimatstadt Futschou predigte, erreichte ihn ein Brief von einem ehemaligen Klassenkameraden, der ebenfalls Christ war. »Bitte, komm nach Chien-O und predige bei einigen Evangelisationsveranstaltungen«, hieß es in dem Schreiben.

Watchman wurde sehr unruhig. Er wollte liebend gern dorthin reisen, aber Chien-O befand sich etwa 240 Kilometer flussaufwärts, und der Fahrpreis für die Fähre dorthin betrug 80 Dollar! Watch-

man zählte sein Geld: 30 Dollar. »Aber wenn Gott mich dorthin schickt, dann ist Er verantwortlich«, erinnerte er sich.

Am Tag vor seiner Abreise hörte Watchman von einem Freund, der dringend etwas Geld benötigte. Gott schien ihm zu sagen, dass er diesem Freund helfen solle. Watchman schluckte trocken. Konnte er Gott zutrauen, für ihn zu sorgen, wenn er nun sein Geld mit einem anderen teilte? Er spürte, wie sein Glaube plötzlich wankte, aber er schickte dem Freund 20 Dollar.

Als er sich am nächsten Morgen aufmachte und zur Anlegestelle an den Fluss ging, hatte er gerade noch zehn Dollar in der Tasche. »Ach, Herr«, betete er, »ich bitte Dich nicht um Geld. Nur um eine Möglichkeit, nach Chien-O zu kommen.«

An der Anlegestelle rief ihm der Besitzer eines kleinen Bootes zu: »Wohin willst du, nach Chien-O oder nach Yen-ping?«

»Chien-O«, rief Watchman zurück.

»Kannst mit mir fahren – nur sieben Dollar«, sagte der Mann, griff nach Watchmans Taschen und stellte sie in sein Boot. Voller Staunen hörte Watchman, dass jemand anders das Boot gemietet hatte, um etwas Fracht nach Chien-O zu bringen, aber der Bootsmann hatte noch Platz für genau einen Passagier.

Watchman Nee predigte zwei Wochen lang in Chien-O mit nur einem Dollar und 20 Cents in der Tasche. Als er sich zur Abreise fertig machte, fragte ihn einer der englischen Missionare: »Können wir Ihnen bei Ihren Auslagen behilflich sein? Sie haben so viel für uns getan.«

Mit seinen Münzen in der Tasche hatte Watchman keine Ahnung, wie er nach Hause kommen sollte. Aber er antwortete: »Nein, es besteht keine Notwendigkeit. Alles ist vollständig geregelt.«

Als er zur Anlegestelle unterwegs war, beschlich ihn aber doch Sorge und Angst. »Ach Herr«, betete er, »Du hast mich hierhergebracht. Du wirst mich auch wieder zurückbringen müssen.«

Gerade in diesem Augenblick erreichte ihn ein Bote, der ihm eine Nachricht und etwas Geld brachte. Der dankbare Missionar

hatte ihn geschickt. »Selbst wenn Sie jemanden haben, der für die Unkosten aufkommt«, stand in der Nachricht, »nehmen Sie doch bitte dieses Geschenk an und lassen Sie mich Ihnen eine kleine Hilfestellung geben.«

Jetzt wusste Watchman, dass dies der Weg war, wie Gott seine Not linderte. Und dort war wieder dasselbe Boot, das ihn wieder nach Futschou zurückbringen wollte, für nur sieben Dollar!



Vertrauen auf Gott schließt ein zu erkennen,
wann Gott durch andere Menschen wirkt.



*In der jetzigen Zeit diene euer Überfluss für deren Mangel,
damit auch deren Überfluss für euren Mangel diene,
damit Gleichheit werde.*

(2. Korinther 8,14)



1. Warum verschenkte Watchman 20 Dollar, als er doch dringend Geld für seine Reise benötigte?
2. Warum nahm Watchman das Geschenk des Missionars an, als es ihm zum zweiten Mal angeboten wurde?
3. Wie denkst du über Watchmans Grundsatz, nur Gott zu erzählen, was er brauchte?

Glaube

REGEN ZUR PROZESSION

Die Feierlichkeiten in dem chinesischen Dorf Mei-hwa waren in vollem Gange. Familien machten zeremonielle Besuche und verbrannten Räucherwerk für ihre Ahnen. Die Männer lachten und spielten. Riesige Festgelage wurden vorbereitet, und den Hausgöttern wurden Opfer dargebracht. Nachts erhellte Feuerwerk den Himmel.

Watchman Nee und sechs andere junge Prediger versuchten, die Frohe Botschaft von Jesus Christus an die Menge der lärmenden Festgesellschaft weiterzugeben. Sie verteilten sich über das ganze Dorf und predigten an Straßenecken. Einige wenige blieben stehen, um zuzuhören, aber die meisten hasteten vorbei. Am neunten Tag schließlich schrie Li Kuo-ching, der jüngste Prediger und ein Neuling im Glauben, frustriert in die Menge: »Was ist los? Warum wollt ihr nicht glauben?«

Ein Dorfbewohner zuckte die Achseln: »Warum sollten wir? Wir haben unseren eigenen Gott, Ta-wang (Großer König). Sein Festtag ist in zwei Tagen. Und seit 286 Jahren hat uns Ta-wang an seinem Festtag immer Sonnenschein geschickt. Er ist sehr zuverlässig.«

»Dann verspreche ich dir«, schrie Li, »dass unser Gott, der einzig wahre Gott, es an Ta-wangs Festtag regnen lassen wird!«

Mit einem Schlag waren die Dorfbewohner interessiert. Das war wie ein Spiel, ein Wettkampf. »Einverstanden!«, schrien sie. »Wenn es an Ta-wangs Festtag regnet, dann ist dein Jesus der richtige Gott. Dann werden wir dir zuhören, wenn du von Ihm erzählst!«

Die Nachricht von Lis Herausforderung breitete sich wie ein Lauffeuer im Dorf aus. Watchman Nee war entsetzt, als er davon hörte. Li war jung und unerfahren. Er hatte Gott in einer unwürdigen Weise auf den Prüfstand gestellt. Was geschah, wenn Gott entschied, es an dem betreffenden Tag nicht regnen zu lassen? Wenn es nicht regnen würde, hätten sie in Zukunft hier nicht einen einzigen Zuhörer mehr.

Aber als die jungen Männer am Abend beteten, spürte Watchman, wie Gott zu ihm sprach: »Wo ist der Gott des Elia?« Watchman erinnerte sich daran, wie der Prophet Elia die Baalspriester in ähnlicher Weise herausgefordert hatte. Sowohl die Baalspriester als auch Elia hatten Altäre errichtet und Tiere geopfert. Elia ließ sogar noch eimerweise Wasser über seinen Opferaltar gießen. Aber nur Elias Gott, der wahre Gott, hatte Feuer geschickt, das den Altar vollständig verzehrte.

Jetzt waren alle sieben jungen Prediger gespannt. Sie waren ganz sicher, dass der Gott des Elia, den sie verkündigten, an Ta-wangs Festtag Regen schicken würde.

Als die kleine Gruppe am Morgen des Festtages erwachte, strahlte die Sonne durch die Fenster. Watchman fühlte sich gedrängt zu beten: »Ach Herr, bitte lass es regnen!«, aber die leise Stimme sagte: »*Wo ist der Gott des Elia?*«

Also setzten die jungen Männer sich zum Frühstück hin, anstatt Gott anzuflehen. Als sie die Köpfe zum Dankgebet neigten, klatschten die ersten Regentropfen gegen die Scheibe. Als sie die erste Schale Reis geleert hatten, fiel der Regen dicht und dauerhaft. Bei der zweiten Reisschale war daraus ein Platzregen geworden.

Bei den ersten Regentropfen hatten einige der Dorfbewohner gesagt: »Jesus ist Gott! Ta-wang gibt es nicht mehr!« Aber Ta-wangs Priester bestanden darauf, die Statue ihres Götzen in einer Prozession durchs Dorf zu tragen. Ganz bestimmt würde ihr Gott den Regen an seinem Festtag aufhören lassen! Aber in der Zwischenzeit waren die Straßen völlig überflutet, und die Marschierenden stol-

perten und rutschten. Das Götzenbild fiel herunter, der Kiefer zerbrach, und der linke Arm fiel ab.

Seit diesem Zeitpunkt waren die Bewohner des ganzen Dorfes in jeder Beziehung für die Predigten über Gott aufgeschlossen. Satans Macht zerbrach, als der Götze zu Boden stürzte.



Glaube ist das Wissen, dass unser Gott der wahre Gott ist.



*Aber der HERR ist Gott in Wahrheit;
er ist der lebendige Gott und ein ewiger König.
(Jeremia 10,10)*



1. Warum war Watchman Nee bestürzt, als er von Lis Herausforderung gegenüber dem Götzen hörte? Was änderte seine Einstellung?
2. Warum flehten die jungen Prediger Gott nicht um Regen an?
3. Was ist der Unterschied zwischen dem Versuch, Gott zu »testen«, und dem wahren Glauben an Seine Allmacht?

Gebet

SIEG IM KRIEG?

Der große schlanke Mann im abgetragenen blauen Anzug und mit verbeultem Filzhut wanderte durch die verlassenen Straßen von Shanghai, und sein Herz schmerzte. Die ganze Welt war in Kriege verwickelt, und China machte keine Ausnahme. Die Japaner hatten die Chinesen 1937 angegriffen und kamen immer näher; sie eroberten eine Stadt nach der anderen. In Shanghai, einer Stadt, die früher reich war und in der überall das Leben pulsiert hatte, gingen die Menschen nur noch vor die Haustür, wenn sie es unbedingt mussten. Aber Watchman Nee hatte das Herz eines Hirten, und so besuchte er seine Glaubensgeschwister jeden Tag in ihren Häusern, um mit ihnen zu beten und zu sehen, ob es in irgendeiner Hinsicht Not gab.

»Ach, Pastor Nee«, rief ein Ehepaar während eines Besuches aus. »Wir preisen den Herrn, dass unser Geschäft verschont worden ist und wir nicht Not leiden müssen, wie so viele andere.«

›Hier stimmt etwas nicht«, dachte Watchman. ›Wie können wir Gott preisen, dass wir nicht leiden müssen, wenn es so vielen um uns herum schlecht geht? Schmerzte das nicht auch Gott in Sein Herz hinein? Sollten nicht unsere Herzen weinen mit denen, die leiden?«

In einer anderen Wohnung versammelte sich eine Gruppe von Gläubigen und betete darum, dass Gott den Krieg beenden und China den Sieg schenken möge. Das gab Watchman sehr zu denken. Die ganze Welt führte Krieg ... aber gab es nicht auch Christen in Japan? In Deutschland? In Amerika? In Großbritannien? Beteten sie alle für sich selbst und gegen die Feinde? Natürlich

mussten Christen in Krisenzeiten beten! Aber wie sollten sie im Krieg beten?

Watchman versammelte alle im Ort ansässigen Christen und sagte: »Ich möchte euch nicht als Chinesen ansprechen, sondern als Männer und Frauen in Christus.« Dann hielt er eine geistliche Geschichtsstunde ab, darüber, wie Gott Obrigkeiten ein- und absetzt, zum Guten für Seine Leute. Er begann mit den babylonischen Königen, die die Hebräer gefangen nahmen, als diese Gott ungehorsam gewesen waren, und endete in der Gegenwart. »Gott hat kein besonderes Interesse an der Zukunft irgendeiner speziellen Nation«, sagte Watchman ernst, »sondern am Gehorsam der Seinen überall in der Welt.«

Die Leute rutschten nervös auf den harten Bänken herum. Was wollte Pastor Nee eigentlich sagen?

»In der Krise, die wir gerade durchleben«, fuhr Watchman fort, »können wir nur beten, aber wir müssen wissen, wie wir beten sollen. Wenn wir beten, muss es für britische, deutsche, japanische und chinesische Christen gleichermaßen möglich sein, zusammen niederzuknien und zu beten und gemeinsam Amen zu dem zu sagen, was für uns ein Gebetsanliegen gewesen ist. Wenn das nicht so ist, stimmt mit unserem Gebet etwas nicht.«

Die Menschen sahen sich gegenseitig an. Konnten sie mit Japanern zusammen niederknien – auch wenn es japanische *Christen* waren – und zusammen beten? War nicht die japanische Invasion in China schlichtweg *falsch*?

Als ob er ihre Gedanken gelesen hätte, sagte Watchman Nee: »Wir dürfen Gott natürlich sagen, was wir falsch daran finden, wie Japan sich verhält – aber wir müssen Gott auch bekennen, dass in China viele Christen und Missionare ein zu enges Verhältnis zur Regierung haben.«

»Was sollen wir denn dann beten?«, riefen die Menschen.

»Die Gemeinde muss über nationalen Fragen und Interessen stehen und sagen: ›Vater, wir bitten weder um einen Sieg für China noch für Japan – sondern um das, was Deinen Sohn Jesus Christus

verherrlicht.« Watchman hielt inne und sah um sich, in die Gesichter der Menschen, die ebenso wie er selbst Jesus Christus mehr liebten als das eigene Leben. »Wenn die ganze Gemeinde rund um den Globus ein solches Gebet sprechen würde, wäre der Krieg bald in Gottes Weise beendet. Aber fangen wir hier bei uns an ...«



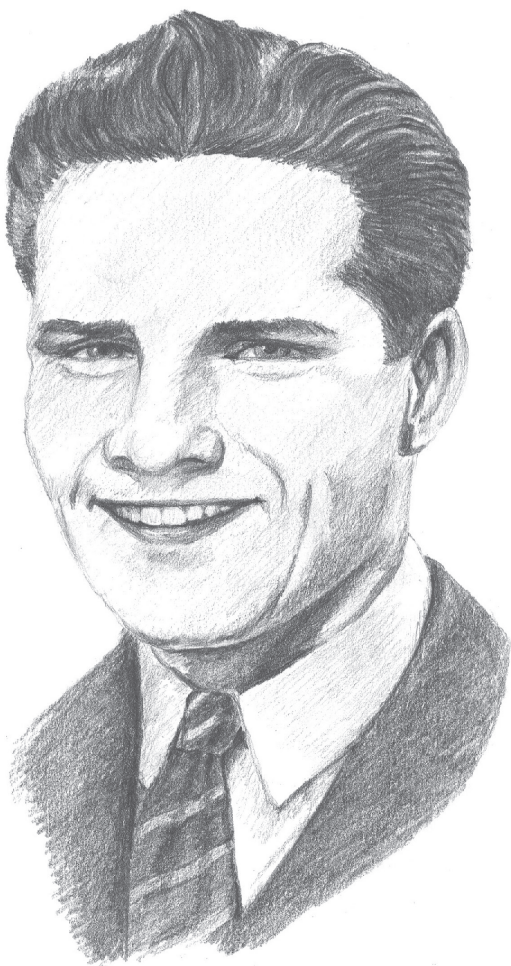
Das rechte Gebet bittet darum, dass Gott verherrlicht wird und dass Sein Reich kommt; es bittet nicht um Ehre für uns selbst oder unser Land.



Betet ihr nun so: Unser Vater, der du bist in den Himmeln, geheiligt werde dein Name; dein Reich komme; dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auch auf der Erde.
(Matthäus 6,9-10)



1. Warum spürte Watchman, dass bei dem Gebet für einen Sieg von China oder Japan etwas nicht stimmte?
2. Wie passt Watchmans Aussage über das Beten mit dem Beispiel zusammen, das der Herr Jesus selbst uns in Matthäus 6 gegeben hat?
3. Sprich darüber, wie deine Familie für euer Land und die Welt in solchen Zeiten der Krise beten könnte.



Jim Elliot

EIN MODERNER MÄRTYRER FÜR DIE STEINZEIT-INDIANER

Ein flüchtiger Betrachter in der Mitte des 20. Jahrhunderts hätte Jim Elliot sicherlich für einen normalen, netten, jungen amerikanischen Durchschnitts-Mann gehalten. Er sah gut aus, konnte kräftig anpacken, hatte gute Noten, war auf der Universität im Ringer-Team und hätte mit Leichtigkeit das verwirklichen können, was man den »amerikanischen Traum« nennt – eine erfolgreiche Karriere und die Gründung einer Familie.

Aber Jim Elliot war alles andere als durchschnittlich.

Er wurde 1927 in Portland im US-Bundesstaat Oregon geboren. Mit sechs Jahren nahm er Jesus Christus als seinen persönlichen Heiland an. Er wuchs in einem entschieden christlichen, liebevollen Elternhaus auf. Sein Glaube wurde immer mehr ein fester Bestandteil seines täglichen Lebens. Als er im Alter von 18 Jahren in Wheaton in Illinois am dortigen College sein Studium begann, hatte er einen brennenden Wunsch: Gott immer besser kennenzulernen und Ihm mit seinem ganzen Leben zu dienen. Das bedeutete für Jim, dass er in seinem weiteren Leben mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit einen Dienst in der Mission antreten würde.

Im Wheaton College traf er auch Elisabeth Howard, zögerte aber mit einem Heiratsantrag, bis Gott ihm gezeigt hatte, welche Richtung sein Leben nehmen und ob er heiraten oder ledig bleiben sollte. Nach dem Examen und einer »Wartezeit« von zwei Jahren wusste Jim, wo Gott ihn haben wollte: in Ecuador, um dort die Bibel für die Indianerstämme zu übersetzen, die noch nie von Jesus Christus gehört hatten.

1952 reiste Jim nach Ecuador. Elisabeth folgte ihm 1953 und wurde seine Frau. Gott versammelte hier ein ganz besonderes Missionsteam. Dazu gehörten auch Ed McCully, Pete Fleming, Roger Youderian, der Pilot Nate Saint und deren Ehefrauen. Es ging darum, eine besondere Aufgabe zu erfüllen: die wilden Auca-Indianer, die immer noch wie in der Steinzeit lebten, mit dem Evangelium zu erreichen.

Aber schon wenige Tage, nach denen der erste persönliche Kontakt zu den Indianern hergestellt werden konnte, waren alle fünf Männer tot. Am 8. Januar 1956 gaben Jim und seine Freunde wirklich ihr Leben, um das Evangelium zu verkündigen. Manche mögen dies eine Tragödie nennen, eine Verschwendung – doch ihr Tod war ein ausgestreuter Samen und hat vielfältige, ewige Frucht gebracht.

Freude

EIN KINDHEITSTRAUM

Jim Elliot kniff die Augen zu kleinen Schlitzern zusammen, um die Zeichnung in dem riesigen Lexikon besser erkennen zu können. »Klüver ... Focksegel ... Großsegel ...«, murmelte er vor sich hin, um sich die verschiedenen Segel gut einzuprägen.

»Findest du auch das, wonach du suchst?«, fragte die Schulbibliothekarin, die ihm über die Schulter sah.

Jim bekam einen roten Kopf. »Ja, danke«, antwortete er und hoffte im Stillen, dass sie das Interesse an ihm verlieren und weitergehen würde. Als die Frau sich abwandte, schloss Jim seine Augen und ließ seinen Traum wieder in seine Fantasie zurückkehren. Die Grundschule in Portland (Oregon) verschwand, und er stand auf dem Deck eines großen Windjammers und beobachtete die großen Segel über seinem Kopf, die vom Wind des Ozeans gebläht wurden. Der Junge stellte sich vor, Matrose zu sein, fachmännisch die Taue der Segel zu straffen und dann am Ruder, diesem großen hölzernen Rad, den Kurs des Schiffes zu lenken ...

14 Jahre später, am 4. Februar 1952, sahen der 24-jährige Jim Elliot und sein Freund Pete Fleming von Bord der »Santa Juana« aus zu, wie die über 1000 Kilogramm ihrer Vorräte und ihres Gepäcks auf das Frachtschiff verladen wurden. Unten an der Anlegestelle standen seine Eltern, nun doch ein wenig wehmütig, und winkten ihm mit Tränen in den Augen zum Abschied zu. Aber alles, was Jim empfand, war gespannte Erwartung. Pete und er waren auf dem Weg nach Südamerika – endlich!

In den Jahren, die zwischen dem Kindheitstraum und seiner Reise auf der »Santa Juana« lagen, war viel geschehen. Jim hatte

die Schule beendet und war dann auf das Wheaton College in Wheaton (Illinois) gegangen. Je mehr Jim sich in seine Bibel vertiefte, umso mehr hatte er den Wunsch, Gott mit seinem ganzen Leben zu dienen und Ihn immer besser kennenzulernen.

Aber was war Gottes Aufgabe für ihn? Was war Gottes Wille für Jim Elliot? Jim kam immer mehr zu der Überzeugung, dass für ihn der Dienst für Gott darin bestand, das Evangelium zu Menschen zu bringen, die noch nie von Jesus Christus gehört hatten. Aber auch nach seinem Abschluss auf dem College hatte Gott ihm noch nicht gezeigt, um welches Land oder welche Menschen es ging. Also betete er ... und wartete.

Und dann hörte er von den Quichua-Menschen in Ecuador und dem Bedarf an Missionaren, um die Sprache der Quichua in die Schriftform zu bringen, damit diese Menschen Gottes Wort in ihrer eigenen Sprache bekommen konnten. Jetzt wusste Jim, was Gottes Aufgabe für ihn war – das Evangelium zu den bisher unerreichten Stämmen Südamerikas zu bringen.

Jim stand an Deck der »Santa Juana« und sah zu, wie die Wintersonne unterging und im Pazifischen Ozean versank. Der erste Tag auf See lag hinter ihnen. Pete ächzte ein wenig und klopfte auf seinen Bauch. »Ob wir die ganze Strecke bis nach Ecuador solche Mahlzeiten bekommen?«, beschwerte er sich scherzhaft. »Was für eine Mahlzeit! Kabeljau, Kartoffelgratin, frischer Salat, guter Kaffee ...«

Jim lächelte, aber er dachte nicht an das Essen. »Als ich ein kleiner Junge war«, sagte er zu Pete, »träumte ich davon, zur See zu fahren. Und jetzt bin ich hier an Bord eines Schiffes – als Passagier, nicht als Matrose –, aber ganz egal, es ist aufregend. Ich hatte keine Ahnung, dass Gott mir ein Stück von meinem Traum verwirklichen würde, wenn ich Seinem Willen folge.«

In seinem Inneren platzte Jim fast vor lauter Freude. Aber worüber freute er sich so sehr? Darüber, dass sein Kindheitstraum, einmal auf hoher See unterwegs zu sein, sich erfüllte? Nein, Jim spürte, dass seine Freude viel größer und tiefer war als das. Er

setzte sich in seine Kabine und schrieb seinen Eltern, was er empfand: »... die reine Freude, ganz eins mit Gottes Willen zu sein, und das Wissen um Seine Leitung in meinem Leben«.



Freude stellt sich ein, wenn wir Gottes Willen erkennen und danach handeln.



Du wirst mir kundtun den Weg des Lebens; Fülle von Freuden ist vor deinem Angesicht, Lieblichkeiten in deiner Rechten immerdar.
(Psalm 16,11)



1. Wovon träumte Jim Elliot, als er ein kleiner Junge war? Was wollte er werden, als er später aufs College ging?
2. Was bereitete Jim die größte Freude?
3. Wie ist dir zumute, wenn du Gottes Willen erkennst und dann danach handelst?

Geduld

OPERATION AUCA

Don Carlos schüttelte den Kopf und sah seinen Besucher an. »Sie möchten wissen, wie die Auca-Indianer sind? Wilde Steinzeitmenschen, Mörder, das sind sie! Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, Señor Elliot, würde ich so weit wie möglich von ihnen wegbleiben. Wenn Sie mir nicht glauben wollen, sprechen Sie doch einmal mit Dayuma, der jungen Auca-Frau, die für mich arbeitet. Sie ist vor ein paar Jahren aus dem Stamm geflohen.«

Jim Elliot sah den reichen Farmer gedankenverloren an. Er wagte nicht, Don Carlos zu sagen, dass er und vier andere Missionare planten, mit den Aucas Kontakt aufzunehmen, und dass sie hofften, deren Freundschaft zu gewinnen. Es war eine verrückte Idee – jeder sagte, dass es unmöglich sein würde. Aber Jim und die anderen hatten ein geheimes Ziel: den Aucas das Evangelium in ihrer eigenen Sprache zu bringen.

Auf Jims Bitten hin brachte Dayuma den jungen Missionaren einige oft gebrauchte Worte und Sätze in der Auca-Sprache bei. »Aber«, warnte sie, »vertrauen Sie ihnen niemals. Es mag eine Zeit lang so aussehen, als wären sie Ihnen freundlich gesonnen, aber sie werden eben nicht aufhören zu töten.«

Als Jim den anderen mitteilte, was Dayuma gesagt hatte, nickten sie nur ohne erkennbare Regung. Es mag eine Versuchung gewesen sein, ihr Vorhaben sofort aufzugeben, aber Pete Fleming sprach den Gedanken aus, der sie alle weitermachen ließ: »Wilde Mörder, die noch in der Steinzeit leben und die noch nie von Jesus Christus gehört haben, brauchen die Botschaft von Gottes erlösender Liebe mehr als viele andere.«

Im September 1955 hatten Nate Saint und Ed McCully, zwei der Missionare, während eines Fluges von Nates Flugzeug aus ein Auca-Dorf ausgemacht. »Nach allem, was wir über die Aucas wissen, ist es zu gefährlich, einfach in ihr Dorf zu gehen«, sagte Nate. »Schauen wir uns das Ganze einmal möglichst genau aus der Luft an. Dann können wir langsam versuchen, ihre Freundschaft zu gewinnen.«

Die anderen stimmten zu. »Aber«, warnte Jim zur Erinnerung, »wenn irgendwelche Außenstehenden oder Zeitungsleute von der Sache Wind bekommen, kann es passieren, dass Neugierige auftauchen. Das könnte die Aucas verjagen oder Menschen das Leben kosten. Wir müssen behutsam vorgehen und unseren Plan absolut geheim halten.«

Weitere Flüge über dem betreffenden Gebiet brachten weitere Auca-Siedlungen zum Vorschein. Das erste Mal, als Nate ganz tief über die größte Siedlung flog, die von den Missionaren scherzhaft »Endstation« genannt wurde, flohen die Indianer in heller Aufregung. Aber dann ließen die Missionare an Seilen Geschenke hinab: Macheten, T-Shirts, Stoffe und sogar Fotos von den fünf Missionaren. Später sahen sie begeistert, dass einige Indianer dem Flugzeug zuwinkten und andere die geschenkten T-Shirts anhatten.

Nate flog so tief, wie er konnte, und die anderen beugten sich aus dem Flugzeug und riefen in der Auca-Sprache: »Wir mögen euch! Wir sind eure Freunde!« Dann passierte etwas Aufregendes. Als Nate langsam seine Schleifen über der Auca-Siedlung flog, nachdem man das Seil hinuntergeworfen hatte, banden die Aucas ihrerseits Geschenke daran fest: Kopfschmuck aus farbenprächtigen Federn und sogar einen zahmen Papageien.

Drei Monate vergingen, während die fünf Missionare versuchten, die Aucas an das kleine gelbe Flugzeug zu gewöhnen, das über ihren Dörfern kreiste. Schließlich war es Dezember geworden, und Jim Elliot, Nate Saint, Ed McCully, Pete Fleming und Roger Youderian wollten die nächsten Schritte der Operation Auca festlegen. Sie fassten einen wichtigen Entschluss. Es war nun an der

Zeit, die gefährlichen Aucas von Angesicht zu Angesicht kennenzulernen. Schließlich wollten sie ihnen die Gute Nachricht von Jesus Christus sagen – und die Aucas persönlich kennenzulernen, war der einzige Weg, um diesem Ziel näher zu kommen.



Geduld bedeutet, bereitwillig zu warten oder vorsichtig vorzugehen, um das angestrebte Ziel zu erreichen.



*Besser das Ende einer Sache als ihr Anfang;
besser der Langmütige als der Hochmütige.*
(Prediger 7,8)



1. Warum war es so wichtig, die Operation Auca vor der übrigen Welt geheim zu halten?
2. Warum war es wichtig, geduldig, behutsam und langsam vorzugehen?
3. Erzähle von einem Ziel, bei dem du Geduld haben musst, um es zu erreichen.

Opfer

»WIR HABEN KONTAKT!«

Elisabeth Elliot war in Sorge. »Bist du sicher, dass jetzt der richtige Zeitpunkt ist, um die Aucas kennenzulernen?«, fragte sie Jim. »Was wird aus der angefangenen Arbeit unter den Quichuas?« Unausgesprochen blieb die Angst, die alle Missionarsfrauen teilten: Was, wenn ihre Männer nicht wiederkamen?

Jim Elliot kannte die wahre Frage, die sich hinter den Zweifeln seiner Frau verbarg. Er wusste genau, dass er und die anderen ein immenses Wagnis eingingen. Aber die indianischen Christen, die sie schon unterrichtet hatten, konnten die Arbeit in Shandia unter den Quichuas fortsetzen. »Ich bin gerufen worden!«, war seine Antwort.

Die Pläne für das persönliche Zusammentreffen mit den Aucas wurden sorgsam Schritt für Schritt ausgearbeitet. Zuerst würden die fünf Missionare auf einem Streifen Strand landen, der dem größten Auca-Dorf »Endstation« am nächsten lag. Dann würden die Männer zum Schutz vor wilden Tieren ein Baumhaus bauen. Sie würden einige Tage warten, damit sich die Aucas vor ihrem ersten Versuch, Kontakt aufzunehmen, an ihre Anwesenheit gewöhnen konnten.

Am Donnerstag, dem 5. Januar 1956, flog Nate Saint fünfmal hin und her, ehe auch die anderen vier Männer und die benötigten Vorräte an Ort und Stelle waren. Start und Landung auf dem schlüpfrigen Strand waren schwierig, aber das größte Problem stellten die fliegenden Insekten dar. Die Männer blieben jeden Tag mit ihren Frauen in Kontakt. Entweder funkten sie über Kurzwelle, oder sie gaben Nate Briefe mit, die er per Flugzeug beförderte. Nach

ein paar Tagen Camping am Strand begannen die Männer, Auca-Willkommensgrüße über den Fluss Curaray zu rufen. Ganz sicher wurden sie von den Indianern gehört und beobachtet. Aber würden sie kommen?

Am Freitag wurden die Männer schließlich belohnt. Ein Auca-Mann erschien mit zwei Frauen am Ufer gegenüber. Jim Elliot watete ins Wasser, wobei er alle Auca-Sätze, die er kannte, verwendete, um sie sicher durch den Fluss zu leiten. Es war ein aufregender Tag. Die Missionare machten Fotos von ihrem Besuch und unternahm mit dem Mann, den sie »George« nannten, mit dem Flugzeug sogar einen Rundflug über sein Dorf.

Samstags flogen Nate und Pete zurück zum Basislager, um Vorräte zu holen und die Neuigkeiten dort zu berichten. Sie landeten am Sonntagmorgen wieder am Fluss. Nach dem Aufsetzen gab Nate einen Funkspruch an seine Frau durch: »Betet für uns! Wir haben heute sicher wieder Kontakt! Wir melden uns wieder um 16.30 Uhr.«

Elisabeth Elliot und die anderen Frauen versammelten sich aufgeregt um den Funkgerät. 16.30 Uhr kam; es wurde 17 Uhr. Nichts. Als sie bis Montagmorgen immer noch nichts von den Männern gehört hatten, wussten sie, dass etwas nicht in Ordnung war. Ein Suchtrupp machte sich auf den Weg zu dem Camp am Flussufer. Im Fluss wurden fünf Leichen gefunden. Die Männer waren von Auca-Speeren getötet worden.

Die tragische Geschichte erschien bald in sehr vielen Zeitungen rund um den Erdball. Manche Menschen dachten, die fünf hätten unüberlegt gehandelt, als sie mit den Angehörigen eines wilden Indianerstamms Freundschaft schließen wollten. »Sie haben ihr Leben verschwendet!«, sagten sie. Aber Hunderte von jungen Menschen überall auf der Welt waren von diesem Glaubensmut zutiefst beeindruckt und wurden angesteckt von der Hingabe, die Jim Elliot und die anderen gelebt hatten. Sie meldeten sich freiwillig als Missionare, um deren Platz einzunehmen. Schließlich lebten Nates Schwester Rachel Saint und Elisabeth Elliot mitten unter denselben

Aucas, die ihre Männer getötet hatten. Die Frauen lernten die Sprache und übersetzten die Bibel für diesen Indianerstamm.

Verschwendung? Jim Elliot würde das nicht sagen. Er wusste, dass Christen manchmal von Gott berufen sind, »in die Erde zu fallen und zu sterben« wie Samenkörner, sodass vielfältige Frucht entsteht (vgl. Johannes 12,24).



Ein Gott wohlgefälliges Opfer ist die Bereitschaft, für die Sache Christi zu leben – und manchmal auch dafür zu sterben.



Ich ermahne euch nun, Brüder, durch die Erbarmungen Gottes, eure Leiber darzustellen als ein lebendiges, heiliges, Gott wohlgefälliges Schlachtopfer, was euer vernünftiger Dienst ist.

(Römer 12,1)



1. Was meinte Jim Elliot wohl, als er seiner Frau antwortete: »Ich bin gerufen worden«?
2. Was sind einige der guten Dinge, die durch den Tod dieser Missionare bewirkt wurden?
3. Mit dem Begriff des »Opfers« ist (jedenfalls in der Regel) nicht immer der Tod gemeint. Wo könnte es Gottes Wille für dich sein, aufopfernd für Ihn zu leben?

Liste der Charaktereigenschaften

Aufopfernde Liebe

Das Schiff im Eis (Menno Simons)

Ausharren

Der Pfarrer, den keiner wollte (John Newton)

Das Manuskript im Kopfkissen (Adoniram und Ann Judson)

Barmherzigkeit

»Kinderfangende Missie Ammal« (Amy Carmichael)

Beharrlichkeit

Das unmögliche Rennen (Eric Liddell)

Bestimmung

Zu einem Zweck bewahrt (John Newton)

Dankbarkeit

Angriff eines Löwen (David Livingstone)

Demut

»Livingstones Kinder« (David Livingstone)

»Kennen Sie Señor Jesús?« (Cameron Townsend)

Dienstbereitschaft

Schmutzige Arbeit für Gott (Amy Carmichael)

Disziplin

»Der Heilige Klub« (John Wesley)

Durchblick

Für einen Zweck gerettet (Martin Luther)

Ehrlichkeit

Die goldene Münze (David Zeisberger)

Einfallsreichtum

Der Gefängnisprediger (John Bunyan)

Die offizielle Fuß-Inspektorin (Gladys Aylward)

Erbarmen

»Lauf, Mama! Lauf!« (Mary Slessor)

Fairness

Der fliegende Schotte (Eric Liddell)

Freigebigkeit

Die Zähmung des Geldungeheuers (John Wesley)

Freude

Die Frau, die aus dem Kloster flüchtete (Martin Luther)

Ein Kindheitstraum (Jim Elliot)

Freundschaft

Adoptiert vom Schildkröten-Clan (David Zeisberger)

Friedensstifter

Im Weg stehen (Mary Slessor)

Gebet

Sieg im Krieg? (Watchman Nee)

Geduld

»Verbrennt die Bücher!« (William Tyndale)

Operation Auca (Jim Elliot)

Gehorsam

Warum sind Sie nicht früher gekommen? (Hudson Taylor)

Das Evangelium im Biergarten (Cameron Townsend)

Geradlinigkeit

Ein »Gesetzloser« für den Herrn (Menno Simons)

Glaube

Ein falscher Freund Geduld (William Tyndale)

Frühstück vom Himmel (Georg Müller)

Das schnellste Boot auf dem Weg nach Hause (Hudson Taylor)

Regen zur Prozession (Watchman Nee)

Güte

Das unwillkommene Geschenk-Angebot (Georg Müller)

Hingabe

»Doktor Livingstone, nehme ich an.« (David Livingstone)

Kühnheit

Die Nacht, als Chicago brannte (Dwight L. Moody)

Faule Eier und kühne Worte (John Wesley)

Mut

»Hier stehe ich!« (Martin Luther)

Die Möglichkeit zur Flucht ausschlagen (John Bunyan)

Die Herausforderung (Mary Slessor)

Opfer

»Wir haben Kontakt!« (Jim Elliot)

Opferbereitschaft

Die besten von allen Juwelen (Amy Carmichael)

Reue

Viel besser als Schuhe verkaufen! (Dwight L. Moody)

Stärke

»Das Schiff sinkt!« (Dwight L. Moody)

Tapferkeit

Der Mann mit der Axt (Gladys Aylward)

Treue

100 Goldmünzen Belohnung (Menno Simons)

Unbestechlichkeit

»Ich kann nicht laufen.« (Eric Liddell)

Vergebung

Friedensvertrags-Feierlichkeiten (Adoniram und Ann Judson)

Vertrauen

Mary in Jesu Hand zurücklassen (John Bunyan)

Massaker in Schönbrunn (David Zeisberger)

Wird der Kessel explodieren? (Georg Müller)

Der böse Plan (Hudson Taylor)

Nicht gut genug (Gladys Aylward)

Sag es nur Gott (Watchman Nee)

Wahrhaftigkeit

Ein Ort des Austausches (Adoniram und Ann Judson)

Weisheit

Erste Bekanntschaft mit dem »Haupt-Honcho«
(Cameron Townsend)

Weitblick

Die Herausforderung durch den Jungen hinter dem Pflug
(William Tyndale)

Wiedergutmachung

Der Fremde mit dem dicken Mantel (John Newton)